



FAU Forschungen, Reihe A, Geisteswissenschaften 16

Was ist normal?

Atzelsberger Gespräche 2019

Herausgegeben von Mathias Rohe

FAU
UNIVERSITY
PRESS

Was ist normal?



FAU Forschungen, Reihe A, Geisteswissenschaften
Band 16

Was ist normal?

Atzelsberger Gespräche 2019

Herausgegeben von Mathias Rohe

Erlangen
FAU University Press
2021

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Stefan Dinter, unter Verwendung eines Ausschnitts aus der Farblithographie „Atzelsberg“ von Gerhard Schmid-Kaler (1950. Stadtarchiv Erlangen, VI.T.a.560).

Wir bedanken uns für die freundliche Unterstützung durch:



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Die Rechte an allen Inhalten liegen bei ihren jeweiligen Autoren.
Sie sind nutzbar unter der Creative-Commons-Lizenz BY.

Der vollständige Inhalt des Buchs ist als PDF über den OPUS-Server
der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg abrufbar:
<https://opus4.kobv.de/opus4-fau/home>

Verlag und Auslieferung:

FAU University Press, Universitätsstraße 4, 91054 Erlangen

Druck: Verlagsdruckerei SCHMIDT, Neustadt/Aisch

ISBN: 978-3-96147-408-0 (Druckausgabe)
eISBN: 978-3-96147-409-7 (Online-Ausgabe)
ISSN: 2199-014X
DOI: 10.25593/978-3-96147-409-7

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
 AIDA BOSCH	
Gesellschaft im Wertewandel – Kultureller Reichtum oder Bedrohung? Lesarten soziologischer Klassiker im Lichte aktueller Fragen	9
 FRIEDRICH LÖSEL	
Was ist „normal“? Bemerkungen aus psychologischer und kriminologischer Sicht	31
 NADINE METZGER	
Mit dem Maßband zum Normkörper. Die Medizin auf der Suche nach dem „Normalen“ im 19. und frühen 20. Jahrhundert	61
 HANS DICKEL	
Jenseits der Norm – Vier Beispiele anstößiger Kunst	83
 Autoren- und Herausgeberverzeichnis	97

Vorwort

„Was ist normal?“ – gewiss nicht das Jahr, in dem dieser Band erscheint. Covid-19 hat uns manches von dem genommen, was zuvor als selbstverständliche Normalität gelten konnte, jedenfalls in unseren gesegneten Breiten. So konnte auch dieser Band nicht zur gewohnten Zeit erscheinen und in den folgenden Atzelsberger Gesprächen ausgelegt werden. Die Atzelsberger Gespräche mussten auf das Jahr 2021 verschoben werden in der Hoffnung, dass dann wieder mehr – oder auch neue? – Normalität einkehren wird.

„Das ist doch nicht normal“ – eine Redewendung, die auch vor der Seuche schon sprachliches und emotionales Alltagsrepertoire war. Aber was ist schon normal – jenseits dessen, was ich selbst dafür halte? Wie einigen wir uns über Normalität, brauchen wir sie überhaupt, und falls ja, weshalb, in welchem Rahmen und in welchen Grenzen? Ist nicht das Unnormale viel spannender als das Normale, und grenzt die Normalitätsdebatte nicht Menschen und Dinge aus, die das nicht verdient haben? Muss es eine einzige Normalität geben, und wer legt sie fest? Eine Annäherung an solche Fragen kann nur im Gespräch zwischen unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen gelingen; eine jede hat ihre eigenen Blickwinkel, Methoden und Erkenntnisse.

Wir freuen uns, dass wir für die Atzelsberger Gespräche herausragende Expertinnen und Experten für ihre Beiträge gewinnen konnten, die uns profunde Einblicke in die Fragestellungen von Norm und Normabweichung verschafften, Scheingewissheiten als solche entlarvten und die oft überraschende Dynamik im Verständnis von Normalem und Unnormalem aufzeigten. Aida Bosch erschließt aus soziologischer Sicht Debatten über Gesellschaft im Wertewandel – ein dynamisches Verständnis von Normalität – mit optimistischem Ausblick. Friedrich Lösel erhellt die sozialpsychologischen und kriminologischen Dimensionen des (Un)Normalen. Nadine Metzger verschafft Einblicke in die Diskussionen um die Suche der Medizin im 19. und frühen 20. Jahrhundert nach dem „Normkörper“ – dabei wird die mögliche Kehrseite der Normierung deutlich, nämlich die Ausgrenzung des „Unnormalen“. Hans Dickel zeigt „Anstößiges“ anhand von vier Beispielen in der Kunst – Skandale, die auch den Anstoß zu neuen Normalitäten bilden können.

Nicht normal ist schließlich der Umstand, dass nicht mehr unser langjähriger Vorstandsvorsitzender Prof. Dr. Helmut Neuhaus das Vorwort zum Tagungsband verfasst und den Band herausgibt. Er hat die Stiftung über viele Jahre mit hohem Verantwortungsbewusstsein, fachlicher Weitsicht, klarer Konzeption und in großer Kollegialität geleitet, aber auch zu erkennen gegeben, dass er sein Amt nach seinem 75. Geburtstag in andere Hände geben möchte. Ich danke ihm, den Vorstandskollegen und dem Aufsichtsrat für das entgegengebrachte Vertrauen. In Anerkennung seiner unschätzbaren Verdienste für die Alfred-Vinzl-Stiftung haben wir Herrn Kollegen Neuhaus mit Freude zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Die Nachricht, dass ihm das Bundesverdienstkreuz auch in Würdigung seiner Verdienste um die Stiftung durch Herrn Staatsminister Joachim Herrmann, der der Stiftung seit langem verbunden ist, verliehen wurde, ist gleichermaßen ein Grund zu Dank und Freude.

Mein herzlicher Dank gilt den Spenderinnen und Spendern, die mit ihren Gaben die Fortführung der Atzelsberger Gespräche in finanziell angespannter Lage ermöglicht haben und weiterhin ermöglichen. Namentlich der EMZ-Hanauer GmbH & Co., Nabburg und insbesondere dem langjährigen Vorsitzenden und nunmehrigen Ehrenvorsitzenden des Stiftungsrates Herrn Dipl.-Ing. Ernst Hanauer sei für die außerordentlich großzügigen Zuwendungen seit vielen Jahren von Herzen gedankt.

Den Referentinnen und Referenten der letzten Tagung, die ungewohnt lange auf die Veröffentlichung ihrer Beiträge warten mussten, danke ich sehr für ihr Verständnis. Dankbar bin ich auch dafür, dass die Referentinnen und Referenten für die verschobenen Atzelsberger Gespräche ihre grundsätzliche Bereitschaft erklärt haben, dort mitzuwirken. Wir alle hoffen, dass die so unerlässliche persönliche Begegnung bald wieder möglich sein wird in einer wiedergekehrten Normalität, die wir dann auch als großes Geschenk zu würdigen wissen werden.

Für den Vorstand der Dr. Alfred-Vinzl-Stiftung
Prof. Dr. iur. Dr. h.c. Mathias Rohe

Gesellschaft im Wertewandel – Kultureller Reichtum oder Bedrohung? Lesarten soziologischer Klassiker im Lichte aktueller Fragen

AIDA BOSCH

1. Einleitung

Die ersten beiden Jahrzehnte des 21. Jahrhunderts stehen ganz im Zeichen eines medial induzierten Wandels, einer sich entgrenzenden Kommunikation sowie eines ebenfalls beobachtbaren Wertewandels in der globalisierten Gesellschaft. Im Folgenden wollen wir diesen Wertewandel unter Hinzuziehung klassisch soziologischer Perspektiven und Theorien genauer in den Blick nehmen und nach den Vor- und Nachteilen, nach den Chancen und Risiken dieser Entwicklungen fragen.

Gemeint ist hier nicht der Wertewandel, den Ronald Inglehart in den ausgehenden 1970er Jahren als Konkurrenz zwischen materiellen und postmateriellen Werten (Inglehart 1977) beschrieb. Dieser Wertewandel war eine nachholende Entwicklung der Nachkriegsgenerationen und ist längst vollzogen. Das Bewältigen von Kriegsfolgen und materiellen Entbehrungen (Flakhelfer- und Kriegskindergenerationen) und die Auseinandersetzung mit Faschismus, Adenauer-Restauration und politischer Ungerechtigkeit (68er-Generation) waren die Entwicklungsthemen der ersten Generationen bis in die 1970er Jahre hinein. Die dann nachfolgende Generation wiederum legte mehr Präferenzen auf immaterielle Dinge, die ihre Elterngeneration vernachlässigt hatte, z.B. auf Fragen der Ökologie, des Friedens, der Selbstentfaltung und der spirituellen Entwicklung. Wir wollen in diesem Aufsatz auch nicht von einem „Werteverfall“ sprechen, denn eine Gesellschaft ohne Werte ist kaum denkbar, und tatsächlich findet derzeit eher eine Pluralisierung von Werten als ein Verfall von Werten statt – wenn auch zugegebenermaßen innerhalb dieser Werte-Pluralisierung durchaus auch Tendenzen der Negation von Werten in einzelnen sozialen Gruppierungen enthalten sind. Unter Werten verstehen wir verinnerlichte basale Präferenzstrukturen, oder sagen wir: Strukturen der verankerten und oftmals codierten Wertschätzung von immateriellen und materiellen Gütern,

die sozial geteilt und anthropologisch fundiert sind. Werte regulieren das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft; sie bestimmen Prozesse der Sozialisation und regeln das gesellschaftliche Zusammenleben. Werte sind historisch und kulturell zwar wandelbar, doch besitzen Basis-Werte eine erstaunliche Stabilität – Tötungsverbote als Ausdruck der besonderen Wertschätzung menschlichen Lebens gibt es z.B. in nahezu allen Kulturen, wenn auch die tolerierten Ausnahmen sowie die Normen und die rechtlichen Rahmenbedingungen sich im Einzelnen sehr unterschiedlich gestalten können.

Im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft zeichnen sich derzeit strukturelle Herausforderungen einer neuen Qualität ab; es ändern sich die Bedingungen der Sozialisation und der gesellschaftlichen Kommunikation, und es wird schwieriger, das zu finden, zu definieren und zu bewahren, was alle verbindet und die Gesellschaft zusammenhält. Mit dem Blick auf soziologische Klassiker werden wir sehen, dass diese Frage seit Beginn der Moderne die klugen Denker und soziologischen Beobachter ihrer Zeit umtrieb; jedoch hat sie in jüngerer Zeit deutlich an Relevanz und Schärfe gewonnen. Die kapitalistische Wirtschaftsweise kultiviert laut Joseph Schumpeter die „schöpferische Zerstörung“ – ein Prinzip, das einerseits sehr viel Kreativität und Dynamik, vor allem in der Wohlstandsentwicklung und im Konsum freisetzt, andererseits aber angestammte und unter Umständen existentielle Formen von sozialen Beziehungen und ihnen zugrundeliegende Werte auflöst und zerstört. Die Gesellschaft als Kollektiv wie auch der individuelle Charakter der Subjekte wird, verführt von Konsumchancen und erlebnisorientierten Lebensstilen, einem immer schnelleren Wandel unterzogen. Seit dem Fall der Mauer, dem Wegfall einer Systemkonkurrenz, seit der enormen Verbreitung und Nutzung grenzüberschreitender medialer Kommunikation sowie dem massenhaften Gebrauch von Flugtransporten, hat sich diese Entwicklung stark beschleunigt, und Waren, Menschen, Bilder und Informationen zirkulieren in großer Zahl um und über den Globus, und das mit gravierenden ökonomischen, ökologischen und kulturellen Folgen. Im Ergebnis steht alles Regionale immer in Bezug und oft genug auch in Konkurrenz zu den Produkten, Ideen und Leistungen in anderen Teilen der Welt und den dortigen Bedingungen. Alles Heimische, Angestammte, ist im Prinzip in Frage gestellt, da seine Kontingenz nicht nur für Sozialwissenschaftler, sondern für alle Gesellschaftsmitglieder sichtbar wird. Es könnte immer noch etwas Besseres, Spektakuläreres oder Billigeres geben. Somit gilt es nicht mehr einfach und unhinterfragt, sondern muss sich bewähren gegen eine Vielzahl anderer

Möglichkeiten. In diesem Prozess wird implizites kulturelles Wissen explizit gemacht, und auf dieser Basis entweder dekonstruiert oder in neuem Lichte, z.B. als „neu erfundene“ Tradition re-konstruiert und vermarktet.

Die ökonomische Globalisierung, durch eine Freihandelspolitik der westlichen Länder lange befördert, setzte neue wirtschaftliche Dynamiken in großem Ausmaß in Gang. Diese Entwicklung vermehrt weltweit den Wohlstand der Eliten, nimmt in Schwellenländern auch die Mittelschichten mit, geht aber vielfach auch zu Lasten der sozial Schwachen, wenig Gebildeten, die nicht in gleichem Maße an der Wohlstandsentwicklung teilnehmen, allerdings, zumindest in den reichen sowie in den Schwellenländern, durch wachsende Konsumchancen und -teilhabe an in der globalisierten Wirtschaft hergestellten verbilligten Produkten auch profitieren. Ökologisch wurden durch diese Entwicklungen zerstörerische Wirkungen eines neuen Ausmaßes entfesselt: Ein rasanter Anstieg der Transportwege, ökologisch und sozial sehr fragwürdige Produktionsbedingungen in den armen Ländern, steigende Konsumdynamiken und -zyklen, die unseren „Weltverbrauch“ enorm erhöhen, weltweit ein immenser Verbrauch an Land- und Bodenflächen, nicht zu sprechen von anderen natürlichen Ressourcen.

In kultureller Hinsicht können wir in den urbanen Zentren der Welt ein Nebeneinander von kultureller Vielfalt beobachten, in dem die verschiedenen Kulturen mit ihren Traditionen, Philosophien, Mythen, Bildern, Musik und Speisen den Reiz des kulturellen Angebots steigern – für all dies scheint es in den urbanen Plätzen der Welt einen Platz, eine Nische zu geben. Die Neugier auf Exotisches, die Lust am Neuen ist groß in den urbanen Zentren. Trotzdem gleichen sich die Städte der Welt zusehends an mit ihrem Angebot an internationalen Marken und daneben der globalisierten kulturellen Vielfalt. Relevante soziale Gruppen in den Städten und auf dem Land fühlen sich nicht nur ökonomisch, sondern auch kulturell bedroht; sie fühlen sich enteignet von dem, was sie ihr Eigenes nennen, was im dörflichen, lokalen oder nationalen Kontext gilt und scheinbar schon immer gegolten hat. Dieses Eigene mag eine retrospektive Konstruktion sein, durchsetzt mit strategischer „Wiedererfindung“ lokaler Bräuche und Trachten wie diejenigen rund um das Oktoberfest in München. Die kulturellen Dynamiken sind komplex; so fußt das Neue, scheinbar Hoch-Innovative zuweilen stärker auf Traditionen als man sich eingestehen möchte, und das Alte, scheinbar Überkommene kommt zuweilen als das originelle Neue daher. Kultur ist immer „auf dem Weg“, immer im Wandel begriffen. Lebendige Kulturen lassen sich nicht konservieren und fixieren, sie sind

immer im Fluss, nehmen neue Ideen und Muster auf – was Künstlern, Denkern, Reisenden und anderen (welt-)offenen Geistern oftmals zugutekommt, von denen dieser Fluss der Kulturen umgekehrt aber auch befördert wird.

Dennoch sollten die Bedrohungsgefühle größerer Bevölkerungsgruppen durch das Fremde ernst genommen werden, denn sie manifestieren sich politisch und bedrohen die Demokratie. Zu fragen wäre allerdings, wie die Bedrohungsgefühle durch das kulturell Fremde mit ökonomisch erfahrenen Bedrohungen zusammenhängen, und ob hier vielleicht eine Verschiebung stattfindet. Zu fragen wäre unter Umständen auch, ob die ökonomische und kulturelle Globalisierung nicht zu schnell vonstattengeht, und das Tempo dieses Wandels viele Menschen überfordert¹. Während sich junge, wohlhabende und gut (aus-)gebildete Schichten besser anpassen können und sowohl ökonomisch als auch kulturell von dem Wandel und den Chancen der Globalisierung profitieren, gilt das für die anderen nicht unbedingt. Die durchaus breite Schicht der Nutznießer der Globalisierung werden zu „flexiblen Menschen“ (Sennett 1998), die zwar die Vielzahl von Bezügen, Aufgaben und Erlebnis-Chancen genießen können, andererseits jedoch in der Perspektive von Richard Sennett in der Tendenz eine „corrosion of character“ erfahren, die sie tendenziell heimat- und bindingslos macht. Sie werden bindingsarm im Sinne eines Verlusts der Stabilität von Bindungen an Menschen, Orten, Dingen und zu Werten. Die anderen, von materiellen oder immateriellen Verlusten bedrohten Gesellschaftsgruppen reagieren mit verstärkter Abwehr des Fremden und mit Rigidität in der Wahrnehmung der Probleme unserer Zeit. Was passiert unter diesen Bedingungen mit wichtigen gesellschaftlichen Ressourcen wie Vertrauen und Solidarität? Diese Ressourcen begründen eine Gesellschaft und sorgen dafür, dass sie funktioniert – und da es ohne sie nicht funktionieren kann, müssen wir an diesem Punkt aufmerksam werden. Im Folgenden richten wir unser Augenmerk darauf, was soziologische Klassiker zu diesen Fragen beobachtet und beizutragen haben, und wie sie zum tieferen Verständnis der heutigen gesellschaftlichen Problemlagen beitragen können.

¹ Die derzeitige Diskussion um kulturelle Folgen der Globalisierung (vgl. z.B. das umstrittene Buch von Koppetsch 2019: Gesellschaft des Zorns) ist eine Fortführung älterer relevanter Thesen und Erkenntnisse zu dem Thema, vgl. z.B. Appadurai 1996, Swank/Betz 2003, Hochschild 2018.

2. Zum Verhältnis von Individuum und Gesellschaft: Formen gesellschaftlicher Solidarität

Laut Émile Durkheim (1858–1917), dem Begründer der Soziologie, ist es für Gesellschaften und Kollektive aller Art von größter Bedeutung, dass die Gesellschaftsmitglieder die Werte ihres Kollektivs teilen und schützen: Durkheim nannte dieses Band, das durch gemeinsam geteilte Werte geknüpft wird, „Solidarität“. Dieses Band ist nach Durkheim wichtiger als das Wollen einzelner Individuen, das unbegrenzt sein kann und seine Grenzen nur an den Strukturen, an den Werten und Normen des Kollektivs finden kann und finden muss. Nur so kann der Einzelne laut Durkheim glücklich werden, indem er Halt und Stütze an der Gesellschaft findet. Das unbegrenzte Wollen, die unbegrenzte Gier findet keine Orientierung, und braucht die gesellschaftlichen Normen, braucht die funktionierende Solidarität, damit das Individuum ein gutes, ein sinnvolles Leben führen und sich verwirklichen kann. Doch laut Durkheim ist die so wichtige Solidarität in der Moderne nicht einfach zu erhalten, sie ist immer bedroht. In vormodernen, einfacheren Gesellschaftsformen ergab sie sich oftmals wie von selbst; denn die Gesellschaftsmitglieder hatten sehr ähnliche Rollen und Aufgaben. Sie erlebten Ähnliches, hatten eine ähnliche Haltung zur Welt und deshalb verband sie eine wie von selbst gegebene „mechanische Solidarität“. Sie waren ähnlich in der Welt gelagert, und hatten einen ähnlichen Zugang zur Welt. Dies ist selbstverständlich eine Idealisierung, eine Näherung, die von Durkheim vor allem im Kontrast zur modernen Welt entworfen wurde, und die Strukturen traditionaler Gesellschaften nicht differenziert fasst und erklärt.

Die moderne Gesellschaft charakterisiert Durkheim nun folgendermaßen: Die Arbeitsteilung, die sich in der Moderne immer weiter entfaltet, bringt es mit sich, dass die Aufgaben, Rollen und Positionen in der Erfahrungswelt der Menschen immer verschiedener werden. Damit wird die Solidarität unter den Menschen geschwächt und es kommt vermehrt zu sozialen Problemen. Die Bindung zwischen Individuum und Gesellschaft wird schwächer, der Einzelne wird haltloser, die Verbindlichkeit von Werten und Normen nimmt ab und „Anomie“, wie Durkheim es ausdrückte, nimmt zu. Wenn der Halt an der Gesellschaft geschwächt wird, nehmen nach Durkheim auch „anomische“ Phänomene wie Kriminalität, Depression und Selbstmorde zu. Der Einzelne kann nicht mehr glücklich werden, wenn er die Gemeinschaft nicht mehr als verbindlich und stabil erlebt. Die Grundfrage von Émile Durkheim war: Was hält Gesellschaft zusammen? Wie ist Gesellschaft überhaupt möglich und wie kann sie stabil sein? Dabei sah er

die auf Werten basierende und durch Werte geschützte Solidarität als entscheidende Grundressource von Gesellschaft an. Einen Ausweg aus der ihm vor Augen stehenden kulturellen Krise der Moderne sah Durkheim darin, dass sich eine neue Form von Solidarität entwickeln muss, die „organische Solidarität“. Diese Form der Solidarität beruht auf dem Bewusstsein unserer Abhängigkeit voneinander, die sich durch wachsende Arbeitsteilung immer stärker ausprägt. In hoch arbeitsteiligen Gesellschaften sind die Gesellschaftsmitglieder in ihrer Versorgung stärker abhängig voneinander. Unser Empfinden von Solidarität soll nun nicht mehr auf der Gleichartigkeit unserer Lebenspraxis beruhen, denn diese ist ja nicht mehr gegeben, sondern auf der sich ergänzenden Verschiedenheit der Aufgaben und Standorte. Nur die Einsicht in die gegenseitige Abhängigkeit ermöglicht und begründet diese neue, moderne Form von Solidarität. Nun ist die Frage, unter welchen Bedingungen und bis zu welchem Grad ist diese Einsicht in gegenseitige Abhängigkeiten möglich? In ökonomischer Hinsicht regelt der Markt die gegenseitige Versorgung: Durch den Tausch verschiedener Waren und Leistungen auf dem Markt kommen die Dinge zusammen und werden vergleichbar. Der Vorteil des Geldes ist ja gerade, dass es qualitativ neutral ist, und die Beziehung der Dinge und Menschen untereinander quantitativ, im Austausch, regelt (vgl. hierzu Georg Simmel im folgenden Abschnitt). Man könnte nun sagen, das genügt, um Gesellschaften zu regulieren – der Markt regelt schon alles, und der Konsum tut das Übrige, um Gesellschaft zu integrieren. Dies ist eine heute eine von der Ökonomie verbreitete, durchaus gängige Position. Das war allerdings nicht die Haltung von Émile Durkheim. Für ihn war das Band der Solidarität die wichtigste Basis von Gesellschaft, und so muss man im Anschluss an ihn fragen: Wie steht es mit den gemeinsamen Werten, mit den individuellen und kollektiven Gefühlen der Solidarität? Genügen die abstrakten Marktmechanismen und die rasant gewachsenen Konsumchancen, um eine Gesellschaft zusammenzuhalten? Lässt sich der Zusammenhalt vor allem mit Wohlstand begründen?

3. Quantitäten und Qualitäten

Der Philosoph und Soziologe Georg Simmel (1858–1918) beschäftigte sich in der gleichen Zeit wie der oben erwähnte Émile Durkheim mit dem Wandel von Gesellschaft und Kultur in der Moderne. Auch er befasste sich mit dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, das sich in der Moderne stark ändert. Er sah Gesellschaft als einen Zusammenhang von Wechselwirkungen zwischen Individuen an, die durch Institutionen stabilisiert

werden. In seinem Hauptwerk „Philosophie des Geldes“ untersucht Simmel, welche Effekte die Ausbreitung und die Dominanz der Geldwirtschaft in der Moderne auf Kultur und die Psyche der Menschen hat (vgl. Simmel 2009/1900). Seine Grundthese dabei war, dass die gesamte Lebensführung sich verändert und vormals stabile Bindungen an Menschen und Dinge, an Ererbtes, an Besitz und Tradition, verflüssigt werden und sich tendenziell auflösen. Das Geld als verallgemeinertes Medium des Tausches macht alle Dinge vergleichbar. Dies hat ambivalente kulturelle Entwicklungen zur Folge. Simmel als scharfer Beobachter des Kulturwandels seiner Zeit beschrieb, dass die individuelle Freiheit durch die Allgemeinheit des Geldverkehrs viel größer werde, denn die Art der Lebensführung kann jeweils gewählt und auch verändert werden. Dadurch wird der individuelle Spielraum der Lebensführung viel größer. Der verallgemeinerte Geldverkehr bringt eine Befreiung des Individuums von Bindungen, zum Beispiel an Land, an ererbte Güter, an Familie und Verwandtschaftsbeziehungen, mit sich. Diese Entwicklung erlaubt dem Einzelnen mehr Individualität in der Lebensführung. Doch dieser große Vorteil für die Individuen bringe auch Nachteile mit sich, vor allem im Bereich des Ästhetischen in der Kultur und Lebensführung. Simmels Beobachtungen besagen, dass Quantitäten dominierend werden, da alles durch das Geld vergleichbar wird und auch verglichen wird. Die Qualität einzelner Dinge, Ereignisse und Bindungen tritt zurück, und damit der Modus der ästhetischen Erfahrung, der die Emphase auf die Einmaligkeit von Objekten und Ereignissen legt.

Der Geldverkehr macht in einem gewissen Sinne alles gleich und alles erreichbar, was einerseits der Ausdehnung des Individuums in Richtung von Erlebnis- und Konsumchancen ermöglicht, Freiheits- und Entfaltungschancen mit sich bringt; andererseits aber laut Simmel auch „Blasiertheit“ im Sinne einer falschen Überlegenheit über die Dinge befördern kann, und damit einer gewissen Abstumpfung und Zynismus Vorschub leistet. Die Glücksversprechen der Geldwirtschaft, die grundsätzliche Erreichbarkeit vieler Objekte, verursachen im Zeitgeist, in der Lebensführung vieler Menschen, eine rastlose und unerfüllbare Glückssuche. Sie entfesseln eine haltlose und zerstörerische Dynamik, die die Individuen nicht glücklicher macht, sondern sie ihrer eigentlichen Ziele und Entfaltungschancen auch berauben kann (vgl. hierzu Bosch 2012).

Nicht nur der verallgemeinerte Geldverkehr, auch andere Entwicklungen der Moderne wirken laut Georg Simmel in diese Richtung, und verstärken diese Tendenzen noch: Die Ausbreitung der Großstadt, die Verallgemeinerung der quantitativen Zeitmessung durch die Uhr. Dabei spielt die

Großstadt als Verdichtung und Zusammenballung von Menschen und Dingen, von Kultur und Ereignissen, eine große Rolle. In dieser Umgebung verändern sich die Wahrnehmungsmuster; der Bewohner der Großstadt ist mit einer solchen Vielzahl von Reizen, von Begegnungen mit Technik, Kultur, mit Menschen und Dingen konfrontiert, dass er alle Einzelheiten nur mit den äußeren Schichten seines Gemüts, mit dem Intellekt, und nicht mit den tieferliegenden Gefühlen wahrnehmen kann, da dies sein Nervensystem überfordern würde. Also überwiegt in der Großstadt der Modus des Intellekts in der Haltung zur Welt, der „rechnende Geist“ (vgl. Simmel 1903). Das Diktat der Uhr ist überdies in der Großstadt am stärksten, da dort die wirtschaftliche Arbeitsteilung am weitesten fortgeschritten ist; und je mehr Ereignisse zeitlich koordiniert werden müssen, desto wichtiger ist die quantitative Zeitmessung, und desto mehr beherrscht sie die öffentliche wie die private Lebensführung der Menschen. Diese Entwicklungen wiederum setzen neue Dynamiken frei und beschleunigen die wirtschaftlichen und kulturellen Veränderungen im Sinne sich selbstverstärkender Prozesse. Dabei prägen sich neue Formen von Individualität und Individualismus aus, denn durch die eher anonymen Beziehungen in der Großstadt und den Geldverkehr wächst die individuelle Freiheit, und darüber hinaus nimmt in der neu entstehenden Aufmerksamkeitsökonomie der Zwang zu, sich selbst, sein Verhalten und seine Körperoberfläche, in der Vielzahl der Menschen und Ereignisse, so zu gestalten, dass man als Individuum auf einen Blick wahrgenommen werden kann und im Gedächtnis bleibt. Man muss sich als Individuum also hervortun, um nicht unterzugehen in der Masse, um konkurrieren zu können in der strikteren Aufmerksamkeitsökonomie der Großstadt. Dies befördert eine Tendenz der Exaltiertheit.

Hinzu kommt, und diese Frage hat Simmel nachhaltig und immer wieder beschäftigt, dass das Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, von „objektiver Kultur“ und „subjektiver Kultur“, sich auf mehrfacher Ebene und nachhaltig verschiebt. Die „objektive Kultur“, die in der Menschheitsentwicklung von Generation zu Generation weitergegeben wird, und dabei wächst und kumuliert, erfährt in der Moderne eine mächtige, selbstverstärkende Beschleunigung ihres Umfangs und ihrer Entwicklung. Mit „objektiver Kultur“ meint Simmel vor allem die Summe des anerkannten und vergegenständlichten Wissens, in Form von Büchern, Kunstwerken, Musik, technischen Objekten und Artefakten, einschließlich der Infrastruktur einer Gesellschaft. Mit „subjektiver Kultur“ meint Simmel das, was sich der einzelne Mensch in seiner Entwicklung von diesem kulturellen Wissen aneignen kann. Dies schließt auch das ein, was der Einzelne mit Hilfe des verinnerlichten Wissens der „objektiven Kultur“ noch

ein Stück weiterentwickeln kann, und damit der „objektiven Kultur“ wieder etwas hinzufügt, wenn das Neue allgemein anerkannt wird. Der einzelne Mensch entwickelt sich genau in und über diesem Fluss der beiden Pole, zwischen objektiver und subjektiver Kultur, da der Einzelne zu sich selbst nur auf Umwegen kommen kann, wie Simmel schreibt. Diese Umwege können durch Bücher, Musikstücke oder andere Elemente der Kultur genommen werden. Der „Weg von sich selbst zu sich selbst“, die Entwicklung der „subjektiven Kultur“ geht also über Elemente der objektiven Kultur.

Georg Simmel denkt in Ambivalenzen: Für den Menschen als Einzelwesen sind dualistische und widerstrebende Tendenzen charakteristisch, die jeweils ausbalanciert werden müssen: „Denn der Mensch ist ein dualistisches Wesen von Anbeginn an“ (Simmel 1995/1905: 9). Das ist zum einen die Hingabe an Menschen und Dinge, zum anderen aber auch die „Bemeisterung“. Beides ist notwendig zur Entwicklung und Verfeinerung des Selbst. Ähnlich wie wir Menschen im Physiologischen den Rhythmus von Bewegung und Ruhe benötigen, strebt auch unsere Psyche nach gegensätzlichen Impulsen. Beide Tendenzen können ähnlich stark ausgeprägt sein: „wir suchen nicht weniger die ruhige Hingabe an Menschen und Dinge, wie die energische Selbstbehauptung beiden gegenüber. Die ganze Geschichte der Gesellschaft lässt sich an dem Kampf, dem Kompromiss, den langsam gewonnenen und schnell verlorenen Versöhnungen abrollen, die zwischen der Verschmelzung mit unserer sozialen Gruppe und der individuellen Heraushebung aus ihr auftreten“ (ebd.). Die Hingabe an das Kollektiv und den Mechanismus der Nachahmung sieht Simmel keineswegs als etwas Negatives, sie ist im Gegenteil notwendig, um das Individuum an vielen Stellen zu entlasten. Nur so bleibt genügend Energie frei, um in bestimmten Situationen schöpferisch tätig zu sein und neue Probleme lösen zu können. Simmel sieht den Reiz und den Sinn der Nachahmung darin, dass „sie uns ein zweckmäßiges und sinnvolles Tun auch da ermöglicht, wo nichts Persönliches und Schöpferisches auf den Plan tritt. Man möchte sie das Kind des Gedankens mit der Gedankenlosigkeit nennen. Sie gibt dem Individuum die Beruhigung, bei seinem Handeln nicht allein zu stehen, sondern (...) wie auf einem festen Unterbau, der die (...) Schwierigkeit, sich selbst zu tragen, entlastet. (...) So entspricht die Nachahmung (...) einer der Grundrichtungen unseres Wesens, derjenigen, die sich an der Einschmelzung des Einzelnen in die Allgemeinheit befriedigt, die das Bleibende im Wechsel betont. Wo aber umgekehrt der Wechsel im Bleibenden gesucht wird, die individuelle Differenzierung, das Sich-abheben von der Allgemeinheit, da ist die Nachahmung das negierende und hemmende Prinzip“ (ebd., 10f.). Die beiden Tendenzen der menschlichen Existenz sind laut Simmel schwer

zu versöhnen und finden immer nur vorübergehende Kompromisse, die in eine institutionelle Form gebracht werden, und dann so lange gelten, bis sie wieder in Frage gestellt werden. Die Durchdringung von objektiver Kultur als das dauernde und wachsende Element, und subjektiver Kultur, die schöpferisch ist, weist dynamische Momente auf und findet charakteristische Formen in der menschlichen Geschichte. Kultur im Ganzen ist für Simmel die Synthese und Verwebung von objektiver und subjektiver Kultur, das lebendige Hin und Her zwischen der Kollektiv-Kultur und der Entwicklung des Einzelnen, die Hand in Hand gehen sollten.

Simmel sieht allerdings ein großes Problem in der Moderne zwischen objektiver und subjektiver Kultur, ein Problem, das er sehr ernst nimmt und als „Tragödie der Kultur“ bezeichnet. Seine These ist, dass die objektive Kultur in der Moderne sehr rasch wächst und eine wachsende Übermacht gegen die subjektive Kultur darstellt, die mit dieser Entwicklung nicht mithalten kann. Die Summe des Wissens und der Technologie übersteigt in unserer Zeit schon längst die kognitiven Möglichkeiten eines einzelnen Individuums; zu Simmels Zeit deutete sich dies schon an. Einzelne Menschen können sich nur kleine Teile der objektiven Kultur aneignen, der Ausschnitt unseres Wissens wird immer kleiner. Simmel sieht hier eine meist verleugnete Unterlegenheit der Subjekte gegenüber der wachsenden objektiven Kultur, eine Unterlegenheit, die nun immer häufiger kaschiert wird mit einem „leeren Aufblähen der Subjekte“, durch exzentrisches Gehabe oder einen trotzig behaupteten Individualismus. Er bezeichnet diese Spannung zwischen objektiver und subjektiver Kultur, die gesellschaftlich nicht thematisiert wird, als Atrophie der individuellen Kultur und Hypertrophie der objektiven Kultur. Der Grundgedanke Simmels ist hier im Grunde ein ähnlicher wie bei Marx: Die vom Menschen selbst produzierten gesellschaftlichen Dinge und ihr Zusammenhang gewinnen eine Eigendynamik und wenden sich gegen die Menschen, dominieren diese und erweisen sich als stärker als die Subjekte mit ihren Absichten.

Wenn man nun diese Thesen von Georg Simmel weiterdenkt und auf unsere heutige Zeit überträgt, so kann man schnell feststellen, dass sich die objektive Kultur seit seiner Zeit ungeheuer schnell entwickelt hat und zusätzlich einen gigantischen Schub durch das Internet erhalten hat, das eine Ballung und Beschleunigung des menschlichen Wissens und der menschlichen Kulturformen ermöglichte. Die Asymmetrie zwischen objektiver und subjektiver Kultur hat sich seit Simmels Zeit also dramatisch verschärft. Nun könnte man natürlich sagen, der einzelne Mensch passe sich der technischen Entwicklung und den Wissensfortschritten eben an, und

es gebe keinen Grund für eine solch grundsätzliche Kulturkritik. Doch wenn wir genauer auf das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft blicken, müssen wir zugeben, dass durchaus weitere, sich verschärfende Problemlagen existieren: Ein zugespitzter Individualismus, der ehemals wichtige soziale Verbände auflöst, eine Polarisierung öffentlicher Debatten, ein partieller Verfall der Diskussionskultur in den Internetforen sowie Probleme der Integration der Gesellschaft als soziales Ganzes. Hinzu kommt, dass die Optimierung des Menschen durch neue technische Möglichkeiten, z. B. Erbgutbeeinflussung, elektronische Implantate, zum Thema wird. Das von Simmel beschriebene Gefühl der Unterlegenheit, der Unvollkommenheit des Menschen angesichts der Perfektion der Technik und der „objektiven Kultur“, scheint angesichts neuerer Debatten um Transhumanismus und künstliche Intelligenz nicht aus der Luft gegriffen zu sein. In den 1950er Jahren wurde diese Beobachtung ganz ähnlich von Günter Anders formuliert, der von der *prometheischen Scham* und von der „Antiquiertheit des Menschen“ angesichts der Vollkommenheit seiner eigenen Schöpfungen und Produkte sprach (Anders 1956). Das Gefälle zwischen der Perfektion der Technik und der Unvollkommenheit des menschlichen Lebens, des Lebens überhaupt, das sterblich und in seine Grenzen gesetzt ist – auch wenn es über diese hinaus lebt (vgl. Plessner 2003/1926), nahm im Laufe des 20. Jahrhunderts, und nimmt heute mit hoher Geschwindigkeit zu. Anders nannte dies das *prometheische Gefälle*. Menschliches Leben erscheine nun als antiquiert, seit der Mensch Produkte schafft, mit denen er sich selbst überflüssig macht. Die Bewunderung der Maschinen und der Technik äußere sich vielfach auch in der Kultur, z.B. in Form der Technisierung und Automatisierung vieler Alltagsverrichtungen (Beispiel Geldautomaten oder Flaschenrückgabe-Automaten) oder „robotisierter“ Formen und Bewegungen im Tanz und in der Musik.

Simmel scheint nicht ganz unrecht gehabt zu haben mit seiner Beobachtung der Diskrepanz zwischen objektiver und subjektiver Kultur, die aufgrund von Minderwertigkeitsgefühlen der Subjekte gegenüber den kollektiven Schöpfungen problematische gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen auslöst. Der einzelne Mensch in der Gesellschaft passt sich natürlich in irgendeiner Form diesen Entwicklungen an, doch die Frage ist, ob nicht dadurch kulturelle und politische Schieflagen entstehen, die an bestimmten Punkten kippen können. Für Simmel stellte sich diese „Tragödie“ der Kultur als grundlegende Krise der Moderne dar und er sah die einzelnen Subjekte so stark umstellt, dass er 1914 seine Hoffnungen fatalerweise auf den Krieg setzte, der einen kulturellen Neuanfang ermöglichen sollte. Das war eine falsche Hoffnung, denn der Krieg ist zwar der große

Zerstörer als den ihn Simmel wahrgenommen hatte, er zerstört jedoch in erster Linie das Leben. Er zerstört auch Technik und Infrastruktur; doch ist diese Wirkung nur vorübergehend, letztlich erfährt die „objektive Kultur“ in der Folge des Krieges sogar einen deutlichen Schub. Günter Anders sah in den 50er Jahren die Unterlegenheitsgefühle des Menschen ebenfalls als ein existentielles Problem der Kultur an: Die Zerstörungskraft der Atom-bombe vor Augen sowie die Möglichkeiten der medialen Kommunikation, die sich, verglichen mit heute, in den Anfängen befanden, urteilte Anders, dass die Technik immer mehr vom Objekt zum Subjekt der Geschichte werde und dem Menschen Möglichkeiten aus der Hand genommen werden.

4. Interdependenzketten

Dass die moderne Gesellschaft eine sich immer weiter ausdifferenzierende Arbeitsteilung hat, die die Solidarität, den Zusammenhalt und das Miteinander der Menschen verändert, hat, wie wir gesehen haben, schon Émile Durkheim beschäftigt. Ein anderer Denker, Norbert Elias (1897–1990) hat in seinem Hauptwerk „Über den Prozess der Zivilisation“ langfristige gesellschaftliche Strukturveränderungen untersucht, sowie damit einhergehende Wandlungsprozesse von Umgangsformen und Kultur. Ausgehend vom späten Mittelalter über die höfische Gesellschaft bis in die heutige Zeit untersuchte Norbert Elias, wie sich gesellschaftliche Strukturen, z.B. Machtstrukturen entwickelten. Er sah zunächst eine Zentralisierung der Macht an den Höfen, und von dort ausgehend entwickelten sich immer weiter aufgespannte Beziehungsnetzwerke und Interdependenzketten, die zu großen Veränderungen in den Verhaltensstandards führten. Elias sieht eine Parallelität zwischen Soziogenese und Psychogenese; mit der Veränderung der Sozialstruktur verändern sich auch Verhaltensstandards und der Affekthaushalt der Menschen. Besonders in der Moderne kommt es zu immer weiter aufgespannten Beziehungsnetzwerken, ökonomischer und kultureller Art. Die Beziehungen der modernen Menschen werden durch Veränderungen des institutionellen Rahmens wie auch durch die Medien zunehmend schicht- und milieu-übergreifend. Die Beziehungsnetzwerke gehen auch über Grenzen hinweg, globalisieren sich in der späten Moderne. Je mehr Menschen aus unterschiedlichen Milieus und Kulturen miteinander zu tun haben, desto mehr kommt es nach Norbert Elias zu standardisierten Verhaltensformen. Affekte werden zunehmend zugunsten eines gleichförmigen Verhaltens kontrolliert und unterdrückt, was ein ziviles Zusammenleben ermöglicht. Individuelle, lokale und kulturelle

Eigenheiten schleifen sich in der Tendenz ab bzw. wirken deplatziert. Die Affektkontrolle wird zunehmend vom sozialen Umfeld in das Individuum selbst hineinverlagert, so Norbert Elias. Die Zügelung der Affekte ist von großer Bedeutung für die Zivilität des Soziallebens, zumal komplexer Gesellschaften, bei denen das Gewaltmonopol des Staates eine wichtige Grundlage für eine funktionierende friedfertige Sozialität schafft – und insofern im Hinblick auf Sozialität ohne Frage ein Gewinn. Allerdings bringt der von Elias beschriebene Zivilisationsprozess auch ein paar Nachteile mit sich: Es kommt zu einem Verlust lokaler und persönlicher Einbindung, das Sozialleben wird gleichförmiger, die sozialen Bindungen standardisierter, doch schwächer in der Intensität und Dauer. Überdies kommt es – und hier folgt Elias den Analysen Freuds – zu einer Zunahme von Neurosen, da die Affekte unterdrückt oder bestenfalls sublimiert werden, und es schwieriger wird, dafür passende Felder und Ausdrucksmöglichkeiten zu finden. Die moderne Gesellschaft ist deshalb anfälliger für Gefühlsstau und entsprechenden Neurosen im individuellen und im kollektiven Leben.

Seit den zitierten Klassikern hat sich die Arbeitsteilung noch einmal enorm weiterentwickelt. Die Interdependenzketten umfassen mittlerweile nicht mehr nur die vollständigen einzelnen Gesellschaften, sondern den ganzen Globus. Das gilt ganz besonders für die wirtschaftlichen Beziehungen, für die umfassenden und „raumfressenden“ Produktions- und Lieferketten der spätmodernen Ökonomie. Damit wächst die gegenseitige Abhängigkeit voneinander, die heute in fast allen Bereichen der Wirtschaft den ganzen Globus umspannt. Die Rationalisierung der Produktion und der Lebensführung sowie die modernen Formen des Massenkonsums haben sich stark ausgebreitet. Nicht zuletzt sorgte die Rationalisierung der Kommunikation durch neue Medien dafür, dass die Interdependenzketten in der öffentlichen wie in der privaten Lebensführung weiter im Raum ausgreifen und immer mehr Menschen und Kontakte umfassen. Diese Entwicklung bringt eine weitere Freisetzung der Subjekte von ihren angestammten Bindungen mit sich. Die sozialen Beziehungen werden zwar größer an der Zahl, jedoch schwächer und weniger dauerhaft. Es kommen immer mehr verschiedene Menschen aus verschiedenen Kulturen miteinander in Kontakt – was einerseits zu einer Standardisierung der Verhaltensformen führt, ganz wie Elias es beschrieb. Andererseits fördert die Internet-Kommunikation aber auch, dass jeder in seiner Blase lebt und über die Ansichten und Grenzen seines Milieus immer weniger hinausblicken kann. Die Anonymität der Internet-Kommunikation fördert zudem auch die Aufhebung sozialer Hemmungen und die Entfesselung von Hass und Aggression, was wiederum Rückwirkungen auch auf die nicht-virtuelle

Welt haben kann, auch weil es versäumt wurde, eine kollektive Normierung und einen verbindlichen kollektiven Rahmen für die virtuelle Öffentlichkeit zu schaffen, die eben auch als eine Art Öffentlichkeit behandelt und normiert werden muss, und nicht wie ein rechtsfreier Raum. Die gesellschaftliche Entwicklung ist also durchaus nicht so eindeutig, wie Elias es beschrieb. Derzeit kann man nicht unbedingt von einer weiteren Zivilisierung der Gesellschaft sprechen, denn es sind auch umgekehrte Tendenzen beobachtbar. Die anfänglich anarchisch angehauchte Idee von basisdemokratischer Freiheit im Netz schlug teilweise um in einen anarchischen Raum auch im negativen Sinne, in dem alles möglich ist, auch Hass, Anomie und Perversion gefördert wird, und der zudem von großen Konzernen (und staatlichen Institutionen) verdeckt kontrolliert wird. In diesem virtuellen Raum hat sich der menschliche Erfahrungsraum einerseits stark erweitert; andererseits wird in diesem Raum menschliche Erfahrung wie kostenloser Rohstoff ökonomisch ausgebeutet in Form des Handelns mit Daten und der Zukunft von Gefühlen und Verhalten – was auch Manipulationen von Gefühlen und Verhalten von Seiten mächtiger Institutionen Tür und Tor öffnet (vgl. Zuboff 2018). In der digitalen Wirtschaft beobachten wir derzeit eine gleichzeitige Rationalisierung (man erreicht mehr Menschen in immer kürzerer Zeit, kann immer mehr Projekte effizient umsetzen) und Irrationalisierung (Demokratieverluste, Intransparenz der Kommunikation und eine explosive Emotionalisierung). Es scheint paradox, doch die beiden Tendenzen verschärfen sich gleichzeitig. Eine Rationalisierung der Wirtschaft und der Lebensführung einerseits, und eine Irrationalisierung der Kultur und der Lebenswelten andererseits. Vilém Flusser hat mit seiner Analyse von Apparaten der Spätmoderne durchaus recht behalten: Anhand der Analyse der Techniken der Photographie kam er zu dem Schluss, dass die technisch erzeugten Bilder magische Wirkungen haben und ein magisches Denken in der Kultur erzeugen (vgl. Flusser 1983).

Die von Norbert Elias beschriebenen wachsenden und sich verlängernden Interdependenzketten entfalten große Wirkungen in alle Richtungen. Man kann mit gutem Recht von „Segen und Fluch“ der Interdependenzketten sprechen: In der globalisierten, medialisierten Gesellschaft ist unser Wissen voneinander, das Wissen von und über verschiedene Kulturen und Traditionen enorm angestiegen, und wir verfügen über einen großen Reichtum des Wissens und der kulturellen Traditionen. Vieles ist zugänglich, vieles wird rezipiert und transformiert, womit wiederum ein beeindruckender und kreativer Schub an Wissens- und Kulturdynamiken entstanden ist. Betrachtet man die Traditionen, die „objektive Kultur“ und das

kulturelle Schaffen, die Kunst, in verschiedenen Teilen der Welt als Kulturschatz, so ist vieles davon heute bekannt und zugänglich, gar technisch reproduzierbar, was einerseits zu einem Verlust seiner „Aura“ führen mag (Benjamin 1980/1939), andererseits aber „subjektive Kultur“ durchaus zu fördern vermag, und gegenwärtige Entwicklungen im Kulturbereich enorm anfeuert. Die weit ausgreifenden, den ganzen Globus umfassenden Interdependenzketten bewirken aber eine größere Abhängigkeit voneinander in der „Weltgesellschaft“, eine Vulnerabilität der einzelnen Gesellschaften, die mit dem großen Ganzen der globalen Interdependenzketten zusammenhängt. Unser Bewusstsein von der Welt als gemeinsamer Globus mit gemeinsamen Lagen, Aufgaben und Problemen ist gestiegen. Nicht zuletzt hat uns die Weltraumfahrt Bilder des reflexiven Blicks zurück auf die Erde, als eine Art Verbildlichung der exzentrischen Positionalität des Menschen (vgl. Plessner 2003/1926) geliefert, und damit die Wahrnehmung und das Bewusstsein der Welt als **einer** Welt, zumal als einer Welt von komplexer und vulnerabler Schönheit, geschärft. Der Blick aus dem Weltall auf die Erde enthüllt eine neue Dimension der Schönheit unserer Welt als Ganzes, und stellt uns auch ihre Gefährdung vor Augen. Ökologische Probleme wie die Klima-Entwicklung oder der Artenschutz werden als globale Probleme erkannt und angesehen, wenn auch ein gemeinsames Handeln sich oft sehr schwierig gestaltet. Die Erkenntnis der Dringlichkeit der gemeinsamen Probleme bedeutet noch lange nicht, dass die Solidarität ausreicht, um das Notwendige gemeinsam zu beschließen und zu tun. Allein die Erkenntnis, dass wir in einer globalen Gesellschaft leben, heißt noch nicht, dass sich ein angemessener Stil der Politik für eine globale Gesellschaft entwickelt.

Vertrauen und Solidarität sind die wichtigsten Ressourcen von Gesellschaft, denn der Mensch ist von Natur aus ein Kulturwesen (Plessner ebd.), was bedeutet, wir sind aufeinander, auf den kollektiven Lebensstil angewiesen. Die wichtige Frage unserer Zeit ist, ob die **Ressource Solidarität** ausreicht, um die globalen Probleme so zu lösen, dass ein „Konvivialismus“ (Adloff/Leggewie 2015), ein gutes Zusammenleben auf dem Globus möglich ist. Nach Arnold Gehlens „pluralistischer Ethik“ gibt es grundsätzlich vier Quellen des Ethos: a) die Solidarität und Sympathie, die sich aus dem Zusammenleben in der Familie, in der Sippe oder Kleingruppe entwickelt, b) das instinkthaft angelegte Schutz- und Pflegeverhalten für den Nachwuchs, c) das Prinzip der Gegenseitigkeit oder Reziprozität, das Ethnologen in vielen Kulturen beobachtet haben, und das ebenfalls instinkthafte Wurzeln zu haben scheint, sowie d) Institutionen wie zum Beispiel das Recht und rechtliche Normen, die dem einzelnen Individuum und der Kultur den notwendigen Halt geben. Gehlen selbst hatte manifeste Zweifel, ob diese

Quellen der Moral nicht überstrapaziert werden angesichts immer größerer Bezugsrahmen für politische Probleme und individuelles Verhalten; er sprach in diesem Zusammenhang kritisch von „Hypermoral“ (vgl. Gehlen 1969). Doch im Gegensatz zu dieser Position, die für eine Beschränkung moralischer Bezugsrahmen spricht, und die auch in der heutigen Diskussion in ähnlicher Weise wieder eine Rolle spielt, können wir heute den globalen Charakter der politischen und ökologischen Probleme nicht mehr negieren, und deshalb auch nicht umhinkommen, auf die verschiedenen Quellen von Solidarität zu setzen und diese auszubauen und zu „dehnen“, soweit es eben möglich ist. In vielen Ländern beobachten wir derzeit leider eine gegenteilige Entwicklung in Form einer Rückwendung auf das Eigene, das Nationale, auf die kleineren Bezüge und Zusammenhänge. Institutionelles Vertrauen scheint zu schwinden, viele Gesellschaften scheinen eher an einem Vertrauensschwund zu leiden als einem Wachsen der Ressource Solidarität. Nach Émile Durkheim ist es in der modernen Gesellschaft notwendig und unumgänglich, dass die rettende organische Solidarität mit den Strukturen der Arbeitsteilung mithält, dass das Bewusstsein der „organischen“ Abhängigkeit voneinander mit diesen Strukturen wächst. Auf globaler Ebene zeichnet sich dies jedoch erst ansatzweise ab, und ist keineswegs ausreichend für eine gemeinsame Politik.

5. Weltalter des Ausgleichs?

Der Philosoph und Soziologe Max Scheler (1874–1928) schrieb 1927 einen programmatischen Aufsatz mit dem Titel „Der Mensch im Weltalter des Ausgleichs“ (vgl. Scheler 1976/1928). Er interessierte sich besonders für Wissens- und Gefühlsformen und ihren Einfluss auf ethische Fragen der Gerechtigkeit. Stark von der deutschen idealistischen Philosophie geprägt, beschäftigte ihn der Zusammenhang von Geist und Leben sowie die Besonderheiten der menschlichen Existenzform. Seine Intention war, den menschlichen Geist und seine Möglichkeiten in die Stufenfolge des Lebens zurückzustellen und zurückzubinden; Max Scheler gilt mit und neben Helmuth Plessner als Begründer der Philosophischen Anthropologie. Angesichts der Spannungen des frühen 20. Jahrhunderts, der Erfahrung des ersten Weltkrieges und der anfänglichen kollektiven Kriegsbegeisterung, der er wie viele andere Intellektuelle aus dem Wunsch nach Neuerungen heraus ebenfalls erlag, sah er sich mit grundsätzlichen Fragen nach den Aufgaben der Politik in der Moderne konfrontiert. Er betrachtete seine Zeit als ein schicksalhaftes Zeitalter des Umbruchs, in dem neue existentielle

Fragen des Menschlichen politisch gestellt und gelöst werden müssen. Dieser Umbruch sei kein leichter, schrieb Scheler, er berge viele Gefahren, könnte „todes- und tränentrunken“ sein, wenn er politisch nicht richtig geführt werde. Gleichzeitig sei dieser Weg „nicht eines von jenen Dingen, die wir zu ‚wählen‘ hätten“. Er sei „unentrinnbares Schicksal“ (ebd.: 152). Scheler sah die Hauptgefahren in diesem Zusammenhang in den „Diktaturtendenzen von rechts und links“, die sich politisch zu seiner Zeit manifestierten. Pessimistische Verfallstheorien, die allerorts, gerade auch in intellektuellen Kreisen, eine große Rolle spielten, könnten nach Scheler explizit kein Ausweg sein; die Situation erfordere eine andere kollektive Haltung. Scheler war an anthropologischen Fragen sehr interessiert, und sah an dieser Stelle eine wichtige Verbindung zur Politik. Seine Anthropologie ist inhaltlich nicht fixiert, sie hat den Ausgangspunkt, dass der Mensch nicht festgestellt ist, nicht eindeutig auf bestimmte Eigenschaften festgelegt, sondern von einer grundsätzlichen und artbedingten Weltoffenheit geprägt. Diese Weltoffenheit birgt viele Aspekte und Möglichkeiten in sich, die kulturell ganz verschieden ausgeformt werden können. Schelers Anthropologie vermeidet die Gefahr einseitiger Menschenbilder und falscher Festlegungen, die zu vorschnellen Ausschlüssen aus dem Humanen und zu entsprechenden politischen Konflikten führen. Ähnlich wie Helmuth Plessner, der dafür den Begriff des „Homo absconditus“ prägte, sah Scheler das Humane als ein riesiges, unerschöpfliches Potential, das in jeder Kultur nur einen Teil seiner Möglichkeiten, nur einige Aspekte des Menschlichen jeweils enthüllt. Er entwickelte in dem genannten Aufsatz ein Idealbild des *Allmenschen*, der von den anderen Kulturen lernt, und deshalb seine menschliche Existenz, seinen Charakter immer vielfältiger und reichhaltiger ausstatten kann. Max Scheler meinte mit diesem Begriff des *Allmenschen* ganz explizit nicht Nietzsches „Übermensch“, der zu viele Anklänge an Selbst-Perfektionierung und gesteigerte Machtphantasien enthalte, und letztlich in den Faschismus führe: „Das Ideal aber ist, soll ihm ein Name sein, für den Menschen der ‚Allmensch‘ – nicht der schon im Abstand zu einer Masse und zu aller Demokratie gedachte ‚Übermensch‘“ (Scheler 1976/1928: 150f.) Mit diesem Ideal meinte er einen pluralen Allmenschen, der innerlich mehr und mehr Aspekte seiner Selbst und des Humanen ausprägen und realisieren kann, und in diesem Sinne charakterlich und kulturell „reicher“ wird, denn „der Mensch ist ein Wesen, dessen Seinsart selbst die noch offene Entscheidung ist, was es sein und werden will“ (ebd.: 150).

Scheler sah durchaus, dass dieser Weg des Ausgleichs im Politischen keine leichte Aufgabe sein wird; doch sah er ihn als unumgänglich an, weil

sonst die Verhältnisse selbst die Menschheit überrollen werden. Die „Über-rationalisierung“ des Menschen in der westlichen Kultur sah er als eine der Hauptgefahren an, denn diese Entwicklung berge die Möglichkeit in sich, dass gestaute Triebe auf der kollektiven Ebene entfesselt würden und zu verheerenden Konflikten und Vernichtungen führten. Im ersten Weltkrieg ist dies schon sichtbar geworden. Der Mensch an sich sei zu gesteigerten Leistungen im Guten wie im Schlechten fähig, zur entfalteten Poesie, Musik und Philosophie ebenso wie zur entfesselten Gewalt und Vernichtung, wie sie unter den Arten sonst beispiellos ist. Deshalb sei ein Ausgleich zwischen den verschiedenen Menschengruppen notwendig, der nicht allein ein Ausgleich von Interessen und Wohlstand bedeuten kann, nicht nur politische Kompromisse umfasst, sondern auch ein innerer Ausgleich ist, der Eigenschaften und Potentiale des jeweils Anderen aufnimmt und damit seine innere Entwicklung steigert. Konkret sprach er den Ausgleich zwischen den Geschlechtern, zwischen Jugend und Alter, zwischen armen und reichen Menschengruppen, zwischen Ethnien und Nationen, zwischen europäischer und asiatischer Kultur, zwischen Metaphysik und Religion, an. Im Zentrum stand dabei für ihn auch der Ausgleich zwischen „Geist und Leben“, als eine Art Rücknahme einer übersteigerten Sublimierung, die sich als Rationalisierung, oder wie Scheler schrieb, in der „Vergehirnlichung“ äußert, und die Gefahr kollektiver emotionaler Entladungen birgt. Den Begriff der Sublimierung übernahm er von Freud, und wie dieser sah er darin eine Notwendigkeit der Kultur, die jedoch das richtige Maß und geeignete Ausdrucks- und Entfaltungsmöglichkeiten für Emotionen finden müsse. Nach Scheler müsste eine Re-Sublimierung stattfinden, um einen Ausgleich, ein neues Gleichgewicht zwischen Geist und Leben zu finden. Er sah die Notwendigkeit einer neuen Elite zum Umsetzen des „Ausgleichs“, den er als die wichtigste Aufgabe aller Politik in unserem Zeitalter bezeichnete.

Wenn wir Max Scheler und den anderen genannten Klassikern folgen, können wir nun versuchen, eine Antwort auf unsere Eingangsfrage zu geben, die lautete: Globalisierung und Wertewandel – verstehen wir das nun als kulturellen Reichtum oder als Bedrohung des jeweils Eigenen? Schelers Auffassung, die auch von anderen Autoren der Philosophischen Anthropologie vertreten wird, dass die Natur des Menschen durch seine Weltoffenheit unerschöpflich sei, und dass jede Kultur nur Teilaspekte des Humanen zum Ausdruck bringt, ist eine gute Basis auch für den aktuellen politischen Diskurs. Um das Menschliche zu ergründen und zu bereichern, um den inneren Reichtum zu steigern, brauchen wir deshalb die jeweils anderen Kulturen und Milieus. Der „homo absconditus“ (Plessner 1931), ein Begriff,

der auf die Unergründlichkeit des Selbst im Menschlichen anspielt, wird vorangetrieben durch den Wunsch nach Entdeckung und Selbstentfaltung, und dies scheint ein guter Antrieb zu sein, um neugierig auf die jeweils anderen Potentiale des Humanen zu sein und diesen offen zu begegnen. In der Philosophischen Anthropologie ist dieser Gedanke allerdings zu balancieren durch die grundlegende Bedeutung der „Grenze“ und „Grenzrealisierung“, die grundsätzlich ermöglichenden Charakter für Organismen (und Kulturformen) hat. Man hat auch hier in Spannungen und Ambivalenzen zu denken. Helmuth Plessner schrieb von der „Verbindlichkeit des Unergründlichen“ (Plessner 1931: 184), und bezog sich dabei auf den Satz von Dilthey, dass der Mensch das, was er ist, nur durch die Geschichte erfahren könne, und nicht durch vorab vorgenommene anthropologische Festlegungen, die im Grunde nur die Durchsetzung einer bestimmten Kulturform wäre. In seinem 1931 publizierten Aufsatz über „Macht und menschliche Natur“, geschrieben am Vorabend des Nationalsozialismus in einem sich völkisch zuspitzenden politischen Klima, stellt Helmuth Plessner gleichzeitig fest, dass der Mensch durch die „Volkhaftigkeit“ seiner Existenz empirisch-historisch meist in Beziehungen von Vertrautheit und Fremdheit eingebunden ist, die sich als Freund-Feind-Relationen äußern, als Beziehungen gegeneinander gestellter Völker. Doch ob das Streben nach Macht, nach Überlegenheit des eigenen Volkes, als eine Art Essenz im Menschen wirke, ob der „Mensch als Macht“ (ebd.; 185) zu denken ist, sei ebenso wie andere anthropologische Behauptungen nur eine offene Frage und keine anthropologische Konstante. Dem eigenen Volkstum hafte ein „Kreis von Vertrautheit, Selbstverständlichkeit und zugleich (...) etwas Zufälliges, Unverständliches, nur künstlich Begreifbares“ an (ebd.: 230). Durch die „allmähliche Überwindung der Absolutsetzung des eigenen Volkstums“ zivilisiert sich die Politik (ebd.: 233), was freilich keine einfache Aufgabe ist. Helmuth Plessners 1931 geschriebener Aufsatz über „Macht und menschliche Natur“ klingt nicht sehr optimistisch, was die Möglichkeiten der Überwindung der völkischen Konflikte betrifft, was angesichts des zeitgeschichtlichen Kontextes am Vorabend der Machtübernahme des Nationalsozialismus nicht verwundern muss.

Max Scheler sah den Willen zur Macht ganz dezidiert nicht als anthropologische Konstante an, sondern – ebenso wie alle anderen Seinsbestimmungen des Menschen – als historisch wandelbares Phänomen: „Der Mensch hat sich in seinem uns bekannten Werdegang bis heute als ein Wesen von ungeheurer *Plastizität* erwiesen. Darum ist es für jede philosophische Gesinnung die größte Gefahr, die Idee des Menschen zu eng zu fassen“ (Scheler 1976/1928: 151). Scheler verstand den Weg des Ausgleichs zwischen

den verschiedenen Menschentypen als „allgemeinste Formel für die Politik des neuen Weltalters“ (Scheler 1976/1928: 153). Doch ist der Weg dieses Ausgleichs politisch schwierig, die Entwicklung fragil; der Ausgleich stellt sich nicht von selbst her, es drohen Konflikte und Entladungen. Deshalb ist es die primäre Aufgabe aller Politik, diesen Ausgleich „so zu leiten und zu lenken, dass er mit einem Minimum an Zerstörung, Explosion, Blut und Tränen vor sich zu gehen vermag.“ (ebd.) Dieser Aufsatz von Max Scheler enthält metaphysische Anteile und klingt zugleich erstaunlich modern in der Beschreibung der sich zuspitzenden politischen Spannungen in dem neuen „Weltalter“ und der Notwendigkeit des Ausgleichs. Er kommt zu dem Schluss, dass ein Wandel der Erkenntniskultur notwendig sei, die nicht nur Machttechniken der Beherrschung von Natur und Gesellschaft auf Basis der Wissenschaften immer weiterentwickelt – zum großen Nutzen, doch auch zum großen Schaden der Menschheit –, sondern auf einer metaphysischen Grundhaltung der „liebenden Hingabe“ (ebd.: 162) aufbauen sollte. Scheler erweitert seinen Blick auf die politischen Probleme deutlich, wenn er den Menschen in den Lebensprozess zurückstellt, und die Perspektive des großen Ganzen einnimmt: „Der Mensch muss wieder neu lernen, die große unsichtbare Solidarität aller Lebewesen im Alleben, aller Geister aber im ewigen Geiste (...) erfassen. Und er muss diese Weltverbundenheit nicht wie eine bloße Lehre aufnehmen, sondern sie lebendig erfassen und sie äußerlich und innerlich üben und betätigen“ (ebd.: 162) Diesen Prozess sah Max Scheler schon im Gange, wenn auch nicht ungestört und ungefährdet. Es schien schon zu seiner Zeit etwas auf, das heute als „Konvivialismus“ ein programmatisches Manifest gefunden hat. Scheler hielt als eine Art „Wegweiser“ an seiner optimistischen Deutung der nahen Zukunft als „Weltalter des Ausgleichs“ fest, gegen alle Prognosen von Zerfall und Zerstörung – und wir sollten es auch tun.

Verwendete Literatur

- Adloff Frank, & Heins, Volker M. 2015: Konvivialismus. Eine Debatte. Transcript Verlag, Bielefeld.
- Appadurai, Arjun 1996: Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization (Vol. 1). University of Minnesota Press, Minneapolis/London.
- Anders, Günter 1956: Die Antiquiertheit des Menschen. Band I: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. C. H. Beck, München.
- Benjamin, Walter 1980(1939): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit (autorisierte, letzte Fassung). In: Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Band I, Werkausgabe Band 2, herausgegeben von Rolf

- Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1980, S. 471–508.
- Bosch, Aida 2012: Das Glück in der Moderne und die Tragödie der Kultur. Eine soziologische Perspektive. In: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 141/2012, 36(1), 7–31.
- Durkheim, Émile 1977(1893): Über die Teilung der sozialen Arbeit. Suhrkamp, Frankfurt am Main (franz. Erstpublikation 1893)
- Durkheim, Émile 1973(1897): Der Selbstmord. Luchterhand, Neuwied/ Berlin (franz. Erstpublikation 1897)
- Elias, Norbert 1997: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. *Gesammelte Schriften*, Band 3.1 und 3.2. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1997.
- Flusser, Vilém 1983: Für eine Philosophie der Fotografie. *European Photography*, Göttingen.
- Gehlen, Arnold 1957: Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft. Rowohlt, Reinbek.
- Gehlen, Arnold 1969: Moral und Hypermoral. Eine pluralistische Ethik. Athenäum, Frankfurt am Main.
- Hochschild, Arlie Russel 2018. *Strangers in Their Own Land: Anger and Mourning on the American Right*. The New Press, New York/London.
- Inglehart, Ronald 1977: *The Silent Revolution: Changing Values and Political Styles Among Western Publics*. Princeton: Princeton University Press, Princeton/New Jersey.
- Plessner, Helmuth 2003(1926): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die Philosophische Anthropologie. *Gesammelte Schriften*, Bd. IV, Frankfurt, Suhrkamp.
- Plessner, Helmuth 2003(1931): Macht und menschliche Natur, *Gesammelte Schriften*, Bd. V, hrsg. von Günter Dux u.a., Suhrkamp. Frankfurt am Main.
- Scheler, Max 1976(1928): Der Mensch im Weltalter des Ausgleichs. In: *Gesammelte Werke*, Bd. 9, Späte Schriften, S. 145–170
- Schumpeter, Joseph 2018(1942): *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*. 9. Aufl. UTB, Konstanz.
- Sennett, Richard 1998: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin-Verlag, Berlin.
- Simmel, Georg 2009(1900): *Philosophie des Geldes*. Anaconda Verlag, Köln.
- Simmel, Georg 1995(1903): Die Großstädte und das Geistesleben. In: *Georg Simmel Gesamtausgabe*, Bd. 7, 116–131. 1. Aufl. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.
- Simmel, Georg 1995(1905): Philosophie der Mode. In: *Georg Simmel Gesamtausgabe*, Bd. 10. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.

Swank, Duane & Betz, Hans-Georg (2003). Globalization, the welfare state and right-wing populism in Western Europe. *Socio-Economic Review*, 1(2), 215-245.

Zuboff, Shoshana 2018: *Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus*. Campus Verlag, Frankfurt am Main.

Was ist „normal“? Bemerkungen aus psychologischer und kriminologischer Sicht

FRIEDRICH LÖSEL

Das Thema dieses Bandes und der Atzelsberger Gespräche 2019 ist herausfordernd. Es betrifft einerseits eine alte Frage in den Wissenschaften, ist aber zugleich in einer zunehmend heterogenen („bunten“) Gesellschaft hoch aktuell. Leider muss ich vorab feststellen: Ich habe keine definitive Antwort auf das vom Veranstalter treffend gewählte Thema. Als Psychologe in Erlangen und Kriminologe in Cambridge habe ich mich mit der Frage „was ist normal“ versus „anormal“ oder „deviant“ befasst, aber eine klare Antwort kann ich aus wissenschaftlicher Sicht darauf nicht geben. In der Technik, den Naturwissenschaften und teilweise auch in der Medizin fallen Antworten durch DIN-, physikalische und chemische Normen leichter als in den Sozial- und Geisteswissenschaften. Gleichwohl werde ich versuchen, aus verschiedenen Blickwinkeln einige tentative Antworten zu geben, insbesondere aus der Sicht der Sozialpsychologie, Differentiellen Psychologie, Klinischen Psychologie und Kriminologie.

Jede einigermaßen stabile und dem Wohle seiner Bürger verpflichtete Gesellschaft erfordert einen gewissen Konsens zur Frage der „Normalität“. Standpunkte wie „anything goes“ sind zwar in Teilen der Gesellschaft „modern“, d.h. kehren sich von tradierten Lebensstilen und Werten ab. Wenn es aber um konkrete Fragen des Zusammenlebens geht, kommt man rasch an die Grenzen einer solchen Beliebigkeit. Denn ohne einen einigermaßen geteilten Konsens über das, was „normal“ ist, hätten sich wahrscheinlich die Menschen und ihre Gesellschaften nicht so entwickelt, wie sie es in der Evolution überwiegend erfolgreich taten. Das heißt aber nicht, dass es

¹ Dieser Aufsatz wurde vor dem Ausbruch der sog. Corona-Krise verfasst. Da die Virus-Pandemie zu weit verbreiteten Diskussionen über die „Rückkehr zur Normalität“ oder eine zukünftige „neue Normalität“ geführt hat, wäre es reizvoll gewesen, auch diese Aspekte aufzugreifen. Das hätte jedoch eine erhebliche Ausweitung und partiell andere Akzentsetzung meines Texts erfordert. Grundsätzlich halte ich meine Ausführungen auch während der Corona-Pandemie und nach deren hoffentlich baldigem Ende für angemessen. Die Erörterung der Frage „Was ist normal?“ bei den Atzelsberger Gesprächen 2019 war offensichtlich der Zeit ein wenig voraus. Es wäre reizvoll, die Erkenntnisse in einer politisch und wissenschaftlich ruhigeren Phase nach der aktuellen (oder vor einer nicht ausschließbaren weiteren) Pandemie erneut zu reflektieren.

nicht auch massive Zivilisationsbrüche und Grausamkeiten durch diktatorisch erzwungene „Normalität“ gegeben hat, wie sich u.a. unter Hitler, Stalin oder Mao gezeigt hat.

In der Gegenwart der westlichen Demokratien geht es jedoch darum, dass sowohl national als auch international Kräfte des Auseinanderdriftens bestehen und „Normalität“ grundsätzlich in Frage gestellt wird. Im Folgenden versuche ich, ein wenig Zement für ein zumindest einigermaßen solides Fundament zu unserer Tagungsfrage anzurühren. Da ich 1989 das starke Erdbeben in San Francisco in einem schwankenden Hotel erlebt habe, geht es mir auch um eine notwendige Elastizität oder – wie in unserer Forschung zur Resilienz (Lösel & Bender, 2003, 2017) – die flexible, aber nicht beliebige, Anpassung an die physische und soziale Umwelt.

Sozialpsychologische Perspektive

In der Sozialpsychologie und in der Soziologie ist „Normalität“ ein wichtiges, aber nicht immer direkt adressiertes Thema. Typische Begriffe des Umfelds sind u.a. „Konformität“, „Abweichung“, „Devianz“, „sozialer Druck“ und „Sozialisation“ (vgl. Lösel, 1981). Derartige Konzepte sind facettenreich und werden in der Literatur als soziale Konstrukte diskutiert. Wer freilich in den Konzentrationslagern im Dritten Reich oder in der DDR in Hohen-schönhausen die Folgen seiner Non-Konformität am eigenen Leib erfahren musste, hat erlebt, wie sehr soziale „Konstrukte“ harte Realität bedeuten.

Normen sind soziale Konstrukte und zugleich ein Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit in der Alltagswelt. Sie bilden ein kohärentes und dynamisches Gebilde von Typisierungen (Berger & Luckmann, 1972), an dem sich Denkmuster und Handlungen der Menschen orientieren. Normen entsprechen einem grundlegenden Bedürfnis von Gemeinschaften sowohl nach Gemeinsamkeit als auch nach Unterscheidung. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts hat der französische Soziologe Émile Durkheim im Hinblick auf soziale Ordnung angenommen, dass selbst in einer Gesellschaft von Heiligen, Abweichler oder Kriminelle definiert würden (vgl. Durkheim, 1950). Die Definition (und je nach Gesellschaft mehr oder weniger ausgeprägte Stigmatisierung) von Abweichlern ist in Gruppen oder größeren Gemeinschaften notwendig, um normative Grenzen zu verdeutlichen. Sigmund Freud und andere Psychoanalytiker haben dazu tiefenpsychologische Deutungen vorgenommen: Die Abweichler sind funktional für Abwehrmechanismen wie Projektion und Reaktionsbildung, weil sich die

Was ist „normal“?

„Guten“ und „Konformen“ so seelisch entlasten könnten (dazu Moser, 1970). Inwieweit dies zutrifft, kann man aus systematisch-empirischer Sicht nicht sagen. Aber die Geschichte von der Hexenverbrennung und Sanktionierung von Ketzern im Mittelalter bis zur (weniger martialischen) Stigmatisierung sozialer und politischer Abweichler in demokratischen Gesellschaften macht solche Deutungen plausibel.

In modernen Gesellschaften hat man oft ein gespaltenes Verhältnis zur Konformität. Trilling (1955) hat das sinngemäß übersetzt so formuliert: Wir bewundern Nonkonformität und lieben die Gemeinschaft; deshalb haben wir uns entschlossen, gemeinsam Nonkonformisten zu sein. In sozialpsychologischen Experimenten hat bereits Asch (1956) gezeigt, dass Versuchsteilnehmer bei der Schätzung offensichtlich unterschiedlich langer Linien davon beeinflusst wurden, was einige Verbündete des Versuchsleiters (fälschlicherweise) als richtig angegeben hatten. Umgekehrt legen Experimente nahe, dass junge Menschen eher zu dissozialem Verhalten neigen, wenn sie das auch bei anderen beobachten (Mercer et al., 2018). Dementsprechend werden Straftaten Jugendlicher häufig in Gruppen begangen, wobei verschiedene soziale und kognitive Mechanismen dazu beitragen, dass Delikte begangen werden, die sie allein oft nicht ausführen würden (Lösel & Bliesener, 2003).

Die Meinung, dass der Mensch ein Herdentier sei, ist zwar zu pauschal, aber offenbar bewegt sich die Konformität nicht selten wie ein Segel auf einem Schiff: Wenn der Wind – aus welcher Richtung auch immer – weht, bläht sich das Segel in die eine oder andere Richtung auf. Historikern ist dieses Phänomen wohl bekannt. Zum Beispiel war im Wahlkampf im Oktober 1932 bei Hitlers Rede in der Festhalle im Nürnberger Luitpoldhain die Halle nur noch halb voll und in der letzten freien Wahl im November 1932 hatte die NSDAP einen deutlichen Stimmenverlust zu verzeichnen (vgl. Kershaw, 1998). Aber nach der Machtergreifung schwenkten viele Bürger um, und nicht nur zwangsweise (historische Stichworte: „willige Helfer“, „vorausseilender Gehorsam“).

Natürlich sind aktuelle Beispiele der Flexibilität von Konformität in der gefestigten deutschen Demokratie weit weniger gravierend. Die Wechselwirkung von Politik, veröffentlichter Meinung und individueller Konformität bestätigt aber die Theorie der Schweigespirale von Noelle-Neumann (1980). Diese nicht unumstrittene (aber sogar ins Chinesische übersetzte) Theorie befasst sich mit emotional aufgeladenen, konflikthaften Themen in Gesellschaften. Noelle-Neumann postuliert, dass sich viele Menschen

vor sozialer Isolation fürchten. Sie orientieren deshalb ihre Meinungen an dem, was sie bei anderen, insbesondere bei der Mehrheit und in den Massenmedien wahrnehmen. In öffentlichen Diskursen, aber auch in Meinungsumfragen, begegnen sie dem Isolationsdruck dadurch, dass sie nicht ihre „wahre“ Meinung äußern. Dies tun dagegen jene lautstark, die sich auf der Seite der Mehrheit bzw. der „richtigen“ Meinung verorten. Isolationsfurcht sowie eventuelle Drohungen mit sozialer Isolation werden unter anderem durch konsonante und wiederholte Medienberichte ausgeübt, wobei Noelle-Neumann annimmt, dass Menschen nicht bewusst ihr Verhalten an der öffentlichen Meinung ausrichten. Eine Allensbach-Umfrage von 2019 zeigt, dass etwa zwei Drittel der Befragten Bedenken haben, sich zu bestimmten Themen – trotz grundgesetzlich garantierter Meinungsfreiheit – öffentlich zu äußern (Köcher, 2019). Das heißt, sie sind skeptisch, ob man eine eventuell vom „Normalen“ (der Mehrheit?) abweichende Meinung vertreten solle. Dies legt einerseits nahe, dass die Theorie der Schweigespirale von Noelle-Neumann nach wie vor aktuell ist, es zeigt sich aber auch, dass neben der von ihr angenommenen unbewussten Konformität rationale Überlegungen zu möglichen Folgen eine Rolle spielen. Man kann natürlich sagen, solche Befürchtungen seien de facto unbegründet, aber es wäre gesellschaftspolitisch fahrlässig, sie nicht ernst zu nehmen. Wie wir oben beim Begriff der Normen gesehen haben, sind soziale Konstrukte sehr wirkmächtig.

Die Frage des „Normalen“ bzw. der „Abweichung“ ist in der Sozialpsychologie und Soziologie derzeit besonders im Hinblick auf den Extremismus ein zentrales Thema. Ich führe dazu mit meinen Mitarbeiterinnen ein Teilprojekt der Europäischen Kommission zu protektiven Faktoren gegen Extremismus und gewalttätige Radikalisierung durch (Lösel et al., 2018, 2020). Diese Forschung zeigt, dass wesentlich mehr empirisch fundierte Ergebnisse notwendig sind. Es wird massenhaft dazu publiziert und in Präventionsprogramme investiert. Oft fehlt es aber an belastbaren empirischen Daten und bereits die Definition der Begriffe bereitet Schwierigkeiten. Angenähert erscheint Folgendes brauchbar:

Extremismus: Verbale oder aktive Opposition gegen grundlegende Werte einer Gesellschaft, z.B. Demokratie, Gleichheit, Freiheit, Verbindlichkeit des Rechts, Toleranz gegenüber Glauben und Überzeugungen anderer.

Was ist „normal“?

Radikalisierung: Prozess, in dem eine Person Überzeugungen verinnerlicht, die den Gebrauch von Gewalt zur sozialen und/oder politischen Veränderung rechtfertigen.

Terrorismus: Vorsätzliche Handlungen oder Drohungen mit Gewalt durch nichtstaatliche Akteure, um ein politisches, religiöses, wirtschaftliches oder soziales Ziel zu erreichen, wobei Zwang und Einschüchterung über die unmittelbaren Opfer hinausgehen.

Was Extremismus ist, hängt freilich auch von der normativen Beurteilung ab. In der Forschung werden zumeist folgende grundlegende Formen unterschieden:

Verschiedene Formen des Extremismus

Typ	Hauptanliegen	Beispiele
Nationalistisch/separatistisch	Sicherung von Territorium für die Bezugsgruppe	ETA, IRA, PKK, Israel-Palästina, ISIS
Extrem rechte Gruppierungen	Sicherung des Status der ‚weißen Rasse‘, empfundene Bedrohung durch Immigranten	Ku Klux Klan, ‚Identitäre‘
Extrem linke Gruppierungen	Gerechte Verteilung von Vermögen angesichts der ‚bösen Macht‘ des Kapitalismus	RAF, Brigade Rosse, Antifa, ‚Autonome‘
Gruppierungen mit Einzelanliegen	Fokus ist ein spezielles Thema, keine generelle Ideologie	Militante Tier- und Umweltschützer, Abtreibungsgegner
Religiös motivierte Gruppierungen	Rechtfertigung von Gewalt gegen ‚Ungläubige‘, strenge Interpretation religiöser Quellen	ISIS, Al-Qaida, teilw. Salafisten

Doosje et al. (2016): übersetzt u. modifiziert

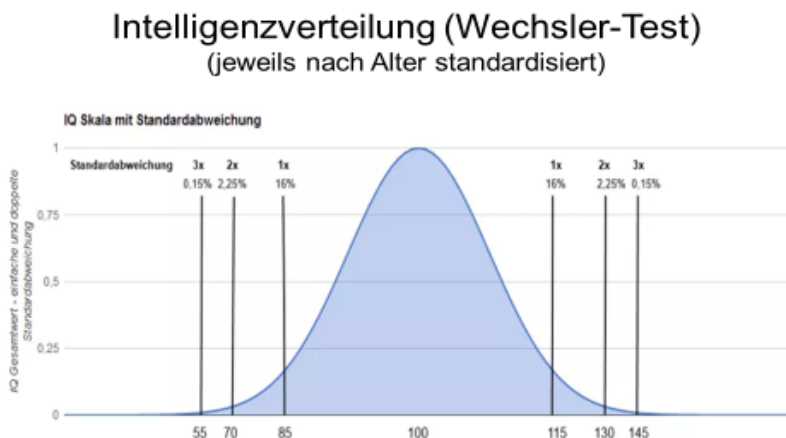
Diese Typologien überlappen sich allerdings, denn z.B. sind religiös orientierte islamistische Extremisten auch teilweise ethnisch oder nationalistisch motiviert. In den Entwicklungsverläufen bestehen auch Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen extremistischen Gruppierungen (Ebner, 2017; Jensen et al., 2016). Methodisch ist es ein Problem, dass gravierende extremistische Orientierungen, bis hin zum Terrorismus, zumeist erst im Nachhinein analysiert werden können. Ähnlich wie in der Geschichtswissenschaft müssen dann die Psychologen retrospektiv Daten interpretieren und gegebenenfalls stimmig machen. Das ist nicht völlig objektiv möglich. Es gibt zwar etliche Instrumente, durch die man vorab bei Risikogruppen die Wahrscheinlichkeit einer Eskalation abzuschätzen versucht (vgl. King et al., 2018), aber deren Validität ist bislang nicht gesichert (Scarcella et al., 2016). Darüber hinaus bestehen bei einem breiten „Screening“ Probleme

der Stigmatisierung (Sarma, 2017). In manchen Studien in Deutschland und auch international werden groß angelegte Befragungen bei Schülern durchgeführt und man definiert z.B. die zehn Prozent mit den extremsten Antworten als „Extremisten“ (z.B. Baier et al., 2016). Bei genauerer Betrachtung handelt es sich aber dabei überwiegend noch um Werte im – absolut gesehen – mittleren und nicht extremen Skalenbereich. Ein anderes Beispiel für die Willkürlichkeit derartiger „Definitionen“ des Extremen zeigte sich darin, dass selbst der ansonsten politisch stets korrekte (konforme?) ZDF-Redakteur Klaus Kleber am 25.04.2019 eine Autorin der sog. „Mitte-Studie“ der Friedrich-Ebert-Stiftung zu deren Items kritisch fragte, ob schon jemand „Rechtspopulist“ sei, der z.B. in Deutschland „Recht und Ordnung“ oder „korrekte statt großzügige Asylbehörden will“.

Differentialpsychologische Perspektive

Da Teile der Psychologie mehr Naturwissenschaft als Sozialwissenschaft sind, verspricht eine statistische Normalitätsdefinition auf den ersten Blick einen klareren Kurs. In der differentialpsychologischen bzw. teilweise statistischen Definition von Normalität orientiert man sich häufig an der Normalverteilung von Gauß. Das „Normale“ wird durch eine breite Mitte in der Verteilung auf der jeweiligen Skala definiert, das nicht Normale durch Extremwerte.

Das bekannteste Beispiel für diesen Ansatz ist die Intelligenzdiagnostik. (siehe folgende Abbildung).



Was ist „normal“?

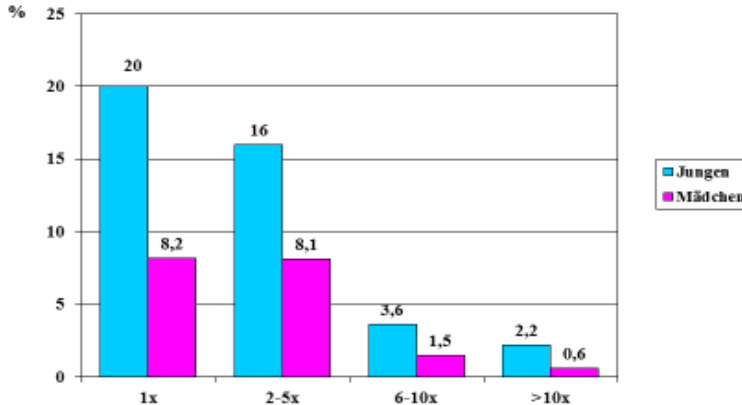
Die Klassifikation der individuellen Intelligenz geschieht dann nach den jeweiligen Skalenwerten, z. B. nach den Ergebnissen im weltweit verbreiteten Wechsler-Intelligenztest. Dessen Einteilung hat sich wiederholt etwas geändert, wobei man die unteren Extreme wegen Problemen der Messung und Stigmatisierung weniger differenziert als früher. Eine heute übliche Klassifikation lautet folgendermaßen:

> 129:	Weit überdurchschnittlich (Hochbegabung); 2,1%
115-129:	Überdurchschnittlich; 13,6%
85-114:	Durchschnittlich; 68,2%
70-84:	Unterdurchschnittlich (Lernbehinderung); 13,6%
50-69:	Weit unterdurchschnittlich (leichte Intelligenzminderung); 2,1%, zus. mit:
35-49:	Weit unterdurchschnittlich (mittelgradige Intelligenzminderung)

Die differentialpsychologisch-statistische Definition der Normalität verdeutlicht, dass es sowohl Normabweichungen nach oben als auch nach unten gibt. Die ersteren gelten in der Alltagssprache eher nicht als „abnorm“, sondern werden positiver bewertet als die Abweichungen am unteren Ende. Da die interindividuellen Unterschiede in der Intelligenz durch genetische und Umwelteinflüsse bedingt sind (vgl. Rindermann, 2018), erweist sich die Orientierung an der Normalverteilung als keineswegs so statistisch neutral, wie das auf den ersten Blick erscheinen mag. Im Gegenteil, Intelligenzklassifikationen werden im kulturellen und politischen Kontext höchst kontrovers diskutiert, u.a. im Hinblick auf ethnische Unterschiede, soziale Deprivation und die Kultur-Fairness von Intelligenztests.

Die Frage der differentialpsychologisch-statistischen „Normalität“ stellt sich auch, wenn Merkmale nicht der Normalverteilung folgen. Dies ist insbesondere bei sehr schiefen Verteilungen der Fall. Abweichungen von sozialen Normen gehen oft in eine Richtung, was statistisch einer Poisson-Verteilung entspricht. Je stärker die Abweichung von der Norm, desto schiefer ist die Verteilung, d.h. desto weniger Fälle befinden sich am extremen Ende. Dieses „Gesetz der kleinen Zahl“ gilt für viele Einstellungen und Verhaltensweisen. Zum Beispiel verursachen die meisten Menschen in ihrem Leben keinen oder nur einen Autounfall, einige wenige aber etliche oder gar viele. Solche Verteilungen fanden wir in unseren Forschungen zur Jugendgewalt (siehe folgende Abbildung).

Beispiel Schülerbefragung (ca. 15Jahre)
(Lösel & Bliesener, 2003; BKA-Studie)
Hast Du schon einmal einen anderen Menschen bei einer Schlägerei verletzt?



Ähnliches wurde in anderen Studien festgestellt: Viele Menschen begehen insbesondere in der Jugend die eine oder andere, zumeist wenig schwerwiegende Straftat (z.B. einen Ladendiebstahl), aber eine kleine Gruppe von zirka 5-8 Prozent wird oft, intensiv und langfristig straffällig. Diese Teilpopulation ist nach Ergebnissen von Wolfgang et al. (1972) für etwa die Hälfte aller Straftaten verantwortlich. Spätere internationale Studien haben dies bestätigt.

In ähnlicher Weise konzentrieren sich Straftaten nicht nur bei Personen, sondern auch an bestimmten Plätzen (Weisburd, 2015). Bereits der italienische Volkswirtschaftler Vilfredo Pareto (1848–1923) hat eine 80/20 Verteilung postuliert, die aktuelle Daten bestätigen: Ein großer Teil der sozialen Probleme und Kosten in einer Gesellschaft ist auf einen kleinen Bevölkerungsanteil von zirka 20 Prozent zurückzuführen (vgl. Caspi et al., 2017). Wenn wir uns mit der Frage der „Normalität“ befassen, ist es demnach wissenschaftlich und politisch angezeigt, sich besonders mit dem Rand von schiefen Verteilungen zu befassen.

Klinisch-psychologische Perspektive

Teilweise ähnlich zur statistischen Norm ist die klinisch-psychologische Perspektive auf das, was in einer Gesellschaft „normal“ ist. Auf den ersten

Was ist „normal“?

Blick ist diese Perspektive besonders plausibel, denn klinische Psychologen, Psychotherapeuten und Psychiater sind ja berufsmäßig dazu da, Personen, die nach Auffassung anderer oder von sich selbst „gestört“ (volkstümlich „nicht normal“) sind, wieder zur Normalität zu verhelfen. Bei einer akut schizophrenen Person fällt oft bereits dem Laien auf, dass da jemand „nicht normal“ ist. Schwieriger ist die Beurteilung bei den viel häufigeren Phänomenen anderer psychischer Störungen (seelischer „Abnormitäten“?).

Die Beurteilung von psychischen Auffälligkeiten hängt im Alltag von verschiedenen Faktoren ab. Zum Beispiel spielt das Alter der Akteure eine Rolle. Was bei einem Kind als „normal“ angesehen wird, gilt bei einem Erwachsenen oft als „kindisch“ und damit indirekt nicht normal. Die Rolle und Funktion einer Person ist ebenfalls relevant. Einem Künstler wird manches als zwar exzentrisch, aber in seiner Rolle als „normal“ zugeschrieben, was bei einem Vorstandsvorsitzenden einer großen Firma als „anormal“ gilt (wobei hier neuerdings die Grenzen fließender zu werden scheinen). Das Schwenken des Weihrauchgefäßes in der katholischen Kirche mag von Ungläubigen als ein Grenzfall der Verbreitung psychotroper Substanzen beurteilt werden, für Gläubige ist es aber ein „normales“ Ritual. Selbstverständlich ist auch die Selbstbeurteilung bedeutsam, denn bei psychischen Störungen geht es ja besonders um das eigene Erleben. Die erhebliche Variation dessen, was man im jeweiligen Kontext als „normal“ oder „nicht normal“ erachtet, kann man bei sogenannten Trash-TV-Shows im Privatfernsehen beobachten. Auch der Zeitpunkt eines bestimmten Verhaltens ist für die Beurteilung seiner Normalität bedeutsam. Was im rheinischen Karneval „normal“ ist, kann zu einem anderen Zeitpunkt als „verrückt“ gelten, oder gar, wie beim Abschneiden der Krawatten an Weiberfastnacht, als (deviante) Sachbeschädigung. Im Fußballstadion verhalten sich ansonsten sozial angesehene Bürger zuweilen wie aggressive Rowdies und zeigen leidenschaftliche Temperamentsausbrüche, die in der eigenen Firma absolut unangemessen wären. Letztlich ist bei allen derartigen Phänomenen der „Normalität“ die Bewertung durch die Umwelt entscheidend. Wie wir aus der Neudefinition von „Normalität“ bei Revolutionen (und Gegenrevolutionen) wissen, sind solche Einschätzungen durch „die breite Masse“ aber höchst fluide und für die Beurteilung in einer aufgeklärten demokratischen Gesellschaft untauglich. Deshalb beruht die moderne Diagnose und Klassifikation psychischer Störungen letztlich auf Einschätzungen durch Fachleute nach festgelegten Kriterien.

Diese sind Übereinkünfte von Expertengremien auf Grund von empirischen Studien zu den jeweiligen Störungen. Ähnlich wie bei DIN-Normen

in der Technik, beim Bluthochdruck oder beim Feinstaub können sich diese Klassifikationen auch wandeln. International verbindlich ist insbesondere ICD, die International Classification of Diseases and Related Health Problems. Derzeit gilt die 10. Version (ICD 10), ICD 11 ist von der WHO verabschiedet und wird ab 2022 gelten. ICD klassifiziert Krankheiten und Gesundheitsprobleme insgesamt und ist für die kassenärztliche Abrechnung verpflichtend. Psychische Probleme machen in der ICD-Klassifikation nur einen kleinen Teil aus, weshalb es dazu spezifische Darstellungen gibt (z.B. Dilling & Freyberger, 2019). Im Gegensatz zum ICD konzentriert sich das Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM) der American Psychiatric Association von vornherein auf psychische Störungen. Es liegt derzeit (international übersetzt) in der 5. Auflage vor und hat den Fokus auf Symptomen des Erlebens und Verhaltens (deutsch Falkai & Wittchen, 2015). Sowohl am ICD als auch am DSM gab und gibt es Kritik, u.a. hinsichtlich der klinischen Validität und der Beziehung von einigen Experten zur Pharmaindustrie (ein derzeit in vielen anderen Feldern üblicher, aber auch recht pauschaler Vorwurf). In der ersten Version des DSM hatte man noch die Ätiologie einbezogen, doch wollte man später nicht schon bei der Diagnose bestimmten theoretischen Richtungen der Erklärung Vorschub leisten. Wichtig ist, dass die Klassifikation die psychische Störung betrifft und nicht die jeweilige Person insgesamt.

Die Übereinkünfte der Experten müssen sich auf nachvollziehbare und objektive Kriterien beziehen. Dies führt unter anderem zum Konzept der *funktionalen Normalität*. Danach sind bestimmte psychische Funktionen und Bedürfnisbefriedigungen notwendig für ein „normales“ Leben. Diese „Normalität“ betrifft unter anderem elementare psychische Funktionen und Bedürfnisse wie Wahrnehmung, Denken, Gedächtnis, Planen, Willenskontrolle, Emotionalität, Hunger, Durst, Sexualität, Sicherheit, Zuwendung, Macht, Leistung, Wertschätzung und Selbstverwirklichung. Die Aufzählung zeigt, in welcher vielfältiger Hinsicht die jeweilige Ausprägung zwischen Menschen unterschiedlich sein kann, wobei extremere Varianten dann als psychische Störungen erscheinen. Sigmund Freud hatte ein einfacheres Konzept der Normalität, das auch heute noch plausibel ist: Der (seelisch) gesunde Mensch muss lieben, arbeiten und entspannen können.

Ein wesentlich differenzierteres Konzept enthielt die 5. Achse im früheren DSM-IV. Diese erforderte eine Beurteilung des Funktionsniveaus eines Patienten auf einer Skala von 1 bis 100. Zwischen 100 und 91 diagnostizierten die Fachleute hervorragende Leistungsfähigkeit in allen Lebensbereichen. Bei 70 bis 61 Punkten bestanden einige leichte Symptome, z.B. eine

Was ist „normal“?

depressive Stimmung, leichte Schlaflosigkeit, leichte Schwierigkeiten in der sozialen, beruflichen oder schulischen Leistungsfähigkeit. Bei 40-31 Punkten diagnostizierte man einige Beeinträchtigungen in der Realitätskontrolle oder Kommunikation oder starke Beeinträchtigungen in mehreren Bereichen wie Arbeit, Schule, familiäre Beziehungen, Urteilsvermögen, Denken, Stimmung. Der niedrigste Skalenwert (10 bis 1) galt für eine ständige Gefahr, sich oder andere zu verletzen, Unfähigkeit zu minimaler Hygiene oder einen ernsthaften Suizidversuch. Diese Beispiele zeigen, dass außer bei den Extremen die Einschätzung schwierig war, weshalb unter anderem deshalb diese Achse in DSM-V nicht mehr beibehalten wurde.

Abgesehen von der Beurteilung von funktionalen Schweregraden, bestehen aber nach wie vor grundsätzliche Probleme der Klassifikation und Diagnose psychischer Störungen. So unterscheidet man zum einen den *taxonomischen Ansatz*, dem (wie in ICD und DSM) eine Typologie zugrunde liegt. Hierbei werden Symptome nach typischen Mustern bzw. Syndromen zusammengefasst. Eine Depression ist danach ein einigermaßen klar abgrenzbares Syndrom, das man teilweise auch nach Schweregrad und Dauer klassifizieren kann. Insgesamt ist das Vorgehen aber ähnlich wie bei der ärztlichen Beurteilung eines Knöchelbruchs. Vom taxonomischen unterscheidet sich der *dimensionale Ansatz*. Hierbei werden von vornherein graduelle Unterschiede erfasst, was z.B. in den Versionen der Child Behavior Checklist von Achenbach für verschiedene Altersstufen und Informanten geschieht (z.B. Achenbach & Rescorla, 2001). Man bildet daraus Profile des Problemverhaltens und bestimmte Schweregrade oder Muster gelten dann als klinisch bedeutsam bzw. behandlungsbedürftig. Es gibt Übergänge zwischen der typologischen und dimensional Betrachtung und der dimensionale Ansatz scheint weiter an Bedeutung zu gewinnen.

Unter funktionaler Perspektive stellt sich freilich nach wie vor die Frage, ab wann man denn von einer „Störung“ sprechen sollte. In ICD und DSM bezieht man sich (vereinfacht) auf das Erleben und Verhalten, unter dem eine Person selbst oder ihre Umwelt leidet. Allgemeiner definiert die WHO Gesundheit als einen Zustand des vollkommenen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens, und nicht allein durch das Fehlen von Krankheiten und Gebrechen. Ähnlich wie bei manchen politischen Resolutionen der UNO erscheint das Gesundheitskonzept der WHO allerdings ziemlich abstrakt und idealtypisch (eine Idealnorm). Denn eine erlebte bio-psycho-soziale Ist-Soll-Diskrepanz ist elementarer Bestandteil menschlicher Motivation und mäßiges temporäres Leiden gehört zum „normalen“ Leben. Jeder, der z.B. den Verlust eines geliebten Menschen erfahren musste, weiß,

dass darauf Phasen der depressiven Verstimmung und anderer Symptome folgen können. Aber in den meisten Gesellschaften gibt es Trauerrituale und soziale Unterstützung, die in vielen Fällen zur erfolgreichen Bewältigung und eben nicht zu einer längerfristigen psychischen Störung führen (vgl. Lösel & Ott-Engelmann, 1984).

In den 25 Jahren meiner Vorlesungen zur Klinischen Psychologie habe ich einerseits die zunehmend differenzierteren Entwicklungen der Klassifikation und Diagnose begrüßt. Andererseits bin ich manchmal bei „neuen“ Störungen skeptisch geworden. Ein aktuelles Beispiel hierfür ist „Burnout“, der in den Massenmedien breit erörtert wird. In die wichtigsten Klassifikationssysteme hat er noch nicht Eingang gefunden, zumal es sich bei schweren Formen doch eher um eine Depression handeln kann. Um nicht missverstanden zu werden: Unter Burnout oder auch Selbstwertproblemen leiden die Betroffenen zweifellos, aber mit der gestiegenen Sensibilität für psychische Störungen kann man bei verschiedenen Professionen auch Einnahmequellen erschließen. Inzwischen werden in der Literatur weit über 100 Phobien diskutiert, von denen bislang zu Recht nur ein kleiner Teil in ICD klinisch anerkannt ist. Aber da sich Störungsklassifikationen sukzessive erweitern, ist auch hier zukünftig mehr zu erwarten. Neben altbekannten spezifischen Phobien wie der Angst vor Spinnen (Arachnophobie; ICD F40.2) sind z.B. auch Arbeitsplatzphobie (F40.8 oder F40.1) sowie die Arztphobie (Iatrophobie, F40.2) klinisch anerkannt. Im letztgenannten Beispiel, das es im Alltag durchaus gibt, fragt man sich aber doch ein wenig, ob diese Angst bei einer schwerwiegenden körperlichen Erkrankung noch klinisch relevant ist.

Ausdifferenzierung ist ein zentrales Merkmal von Wissenschaft. Die erste Klassifikation psychischer Störungen durch Emil Kraepelin (1856–1926) unterschied nur zwei Formen psychischer Erkrankungen: Die Dementia praecox (später Schizophrenie) und die manisch-depressive Erkrankung. Das war natürlich viel zu grob. Heute weiß man auch, dass die bipolare Kombination von Manie und Depression eher selten und die unipolare affektive Störung (Depression) recht häufig ist. Auch bei der Schizophrenie gibt es je nach Auftretsalter und Symptomatik verschiedene Formen. Insofern ist die Differenzierung von psychischen Störungskategorien ein wissenschaftlicher Fortschritt. Bereits 1917 unterschied die American Medico-Psychological Association 22 Kategorien, und DSM zeigt in dieser Hinsicht eine zunehmend wachsende Entwicklung:

Was ist „normal“?

1952:	DSM I:	106 Diagnosen
1968:	DSM II:	182 Diagnosen
1980:	DSM III:	265 Diagnosen
1987:	DSM III-R:	292 Diagnosen
1994:	DSM IV:	297 Diagnosen
2000:	DSM IV-TR:	297 Diagnosen
2013:	DSM-V:	374 Diagnosen

Der Umfang der DSM-Manuale wuchs von 130 Seiten in DSM I auf 947 Seiten in DSM-V. Sind die Menschen also binnen 50 Jahren (ohne Weltkriege) viel gestörter geworden oder legt man – wie teilweise im Umweltbereich – zunehmend feinere Maßstäbe an? Dies führt zur Frage nach der Prävalenz psychischer Störungen. Wie bei körperlichen Erkrankungen betrifft die Prävalenz die Verteilung von Störungen und Krankheiten in Raum und Zeit. Man unterscheidet Punkt- und Lebenszeitprävalenz, also die jeweilige Rate zu einem bestimmten Zeitpunkt oder im Laufe eines Lebens. Oft werden die Raten pro 100.000 der jeweiligen Population angegeben. Bei sehr seltenen Erkrankungen kann es sich dann um Promille-Werte handeln.

Es gibt zahlreiche Studien zur Prävalenz psychischer Störungen. Sie wurden überwiegend in westlichen Ländern durchgeführt und zeigen eine erhebliche Bandbreite der Ergebnisse. Das hängt u.a. mit methodischen Problemen zusammen, z.B. ob es sich um repräsentative Reihenuntersuchungen handelt, die sehr aufwendig sind, oder um Daten aus Kliniken und ambulanten Praxen, die nur solche Fälle erfassen, die um Behandlung nachgesucht haben. Auch besteht das Problem der einheitlichen Diagnostik, das durch Systeme wie ICD und DSM verringert wurde. Selbstberichte sind mit größerer Unsicherheit behaftet als klinisch sorgfältige Abklärungen, die bei sehr großen Reihen-Untersuchungen aber schwierig sind. Lässt man diese und andere Probleme einmal außer Acht, so zeigen sich z.B. folgende Ergebnisse: Etwa 27% der erwachsenen deutschen Bevölkerung berichten in einer repräsentativen Interview-Erhebung an über 5.000 Erwachsenen psychische Störungen in den vorausgegangenen zwölf Monaten (Jacobi et al., 2014). Ähnliche Zahlen berichten internationale Studien. Bei Kindern und Jugendlichen zeigen Erhebungen des Robert-Koch-Instituts Raten von über 30%, wobei aber bei engeren Definitionskriterien etwa 15-20% nahelagen (Hölling et al., 2007). Erfreulicherweise gibt es auch eine Follow-up-Studie (Lange et al., 2018), die allerdings zahlreiche Ausfälle aufweist. Bei Erwachsenen sind vor allem Störungen durch Substanzgebrauch,

Ängste und affektive Störungen (Depression) häufig. Bei Kindern und Jugendlichen überwiegen ebenfalls Angststörungen, Depression und Substanzmissbrauch, aber auch dissoziales Verhalten wie Aggressivität und Delinquenz kommt häufig vor. Während die mehr nach innen gerichteten (internalisierenden) Probleme wie Ängste und Niedergeschlagenheit über die Zeit weniger andauernd sind, gelten frühe und stark ausgeprägte externalisierende Auffälligkeiten (Aggressivität, Delinquenz) als Marker für langfristige Probleme in verschiedenen Lebensbereichen (Robins & Price, 1991). Ich befasse mich seit langem mit derartigen Entwicklungsproblemen und ihrer Prävention. Unsere eigenen Programme für Kinder und Familien zeigen einige Langzeiteffekte (Lösel & Stemmmler, 2012; Lösel et al., 2013). Die Effektstärken liegen in der Größenordnung internationaler Studien (vgl. Farrington et al., 2017), aber insgesamt ist in diesem Bereich wesentlich mehr kontrollierte Langzeit-Evaluation und Replikation erforderlich (Lösel, 2018).

Wirksame frühe Prävention ist u.a. deshalb bedeutsam, weil sie nicht nur unmittelbares Leid, sondern auch Lebenszeitprävalenzen reduzieren kann. So erfährt annähernd ein Drittel aller Frauen einmal in ihrem Leben eine klinisch relevante depressive Episode. Insgesamt sind Frauen und Angehörige der Unterschicht stärker von psychischen Störungen betroffen (Jacobi et al., 2014). Eine Faustregel lautet, dass Frauen auf Konflikte und Lebenskrisen eher mit internalisierenden Symptomen reagieren, während Männer eher externalisierende Symptome wie Aggression oder erhöhten Alkohol- und Drogenkonsum zeigen. Dabei spielen wahrscheinlich auch genetische Prädispositionen eine Rolle. Insgesamt nimmt etwa ein Viertel der Personen mit nur einer psychischen Störungssymptomatik Gesundheitsleistungen in Anspruch, während die Rate bei multiplen Störungen wesentlich höher liegt (Jacobi et al., 2014). Dies weist darauf hin, sich bei knappen Ressourcen auf die schwereren Fälle zu konzentrieren.

Natürlich gibt es auch im Gesundheitsbereich – wie z.B. in der Technik- oder Umweltpolitik – interessengeleitete Dramatisierungen oder Bagatellisierungen. Je mehr Personen, aus welchen Gründen auch immer, als psychisch gestört gelten, desto mehr erscheint es notwendig, diesen Bereich vermehrt zu finanzieren. Aus empirischer Sicht ist festzustellen, dass Psychotherapie in ihren verschiedenen Varianten, und insbesondere kognitive Verhaltenstherapie, nach zahlreichen internationalen Studien wirksam ist (vgl. Grawe et al., 2001). Auch in Deutschland gibt es gut kontrollierte Studien, die z.B. die Wirksamkeit der ambulanten Psychotherapie in der Praxis belegen (Wittmann et al., 2011). Wirksame Psychotherapie verkürzt die

Krankheitsdauer und verhindert Rückfälle, wobei es aber zu wenig Langzeitstudien gibt. Sie kann auch dazu beitragen, Krankheitskosten zu senken (Margraf, 2009; Wittmann et al., 2011). Trotz grundsätzlicher Wirksamkeit der Psychotherapie und vermehrter psychotherapeutischer Versorgung werden aber mehr psychische Leiden diagnostiziert als früher. Der Anstieg ist viel steiler als bei anderen medizinischen Diagnosen. Laut einer Studie der AOK (2018) hat die Zahl der Fehltage wegen psychischer Erkrankungen in den letzten zehn Jahren um über zwei Drittel (67,5%) zugenommen. Mit 26 Tagen sind die Ausfallzeiten doppelt so lange als im Durchschnitt. Nach einer Statistik des Berufsverbands Deutscher Psychologinnen und Psychologen (BdP, 2017) machen psychische Störungen 13% der gesamten Krankheitskosten in Deutschland aus. Mit 44 Milliarden liegen sie nur knapp hinter den Herz-Kreislauf-Erkrankungen (ca. 46 Milliarden), die kostspielige technische Diagnoseverfahren erfordern. Psychische Leiden sind inzwischen der häufigste Grund für Erwerbsunfähigkeitsrenten, z.B. dreimal öfter als bei Tumoren oder Muskel-Skelett-Erkrankungen. Für diesen Anstieg der psychischen Probleme und damit verbundenen Kosten gibt es einerseits plausible Gründe: Zum Beispiel Stress und geringes Sinn erleben am Arbeitsplatz, Burnout, Probleme der Doppelbelastung von Frauen in Familie und Beruf, stärkere Verflechtung von Arbeit und Privatleben durch Email und Internet (Stichwort 24/7-Verfügbarkeit), befristete Anstellungsverhältnisse, Familienauflösungen und Alleinerziehung, unsichere Lebensentwürfe, vermehrte Aufklärung über psychische Probleme, größere Sensibilisierung hinsichtlich des eigenen Wohlbefindens, Delegation privater Problemlösungen an Institutionen usw. Der Anstieg der Kosten kann aber auch damit zusammenhängen, dass die psychotherapeutische Versorgung durch das Psychotherapeutengesetz von 1999 ausgebaut wurde (was grundsätzlich zu begrüßen ist). Wenn mehr Personen oder Institutionen in einem professionellen Bereich tätig sind, steigt oft die Wahrscheinlichkeit, dass diese auch in Anspruch genommen werden. Forscher zum Labeling Approach beschreiben solche Phänomene schon lange (z.B. Erikson, 1966), z.B. indem mehr Gefängnisse oder soziale Versorgungsdienste auch dazu neigen, ihre Plätze auszulasten oder zu expandieren.

Ein Anstieg psychischer Störungen und damit verbundener gesellschaftlicher Kosten ist sicher multifaktoriell bedingt. Oft haben Psychotherapie-Praxen nach wie vor Wartelisten. Insbesondere außerhalb der Balungszentren gibt es eine Unterversorgung hinsichtlich Therapie und Prävention psychischer Probleme. Diese kann dazu führen, dass z. B. Familien mit verhaltensauffälligen Kindern oder depressiven Frauen nicht frühzeitig geholfen wird, was spätere Krankheitskosten reduzieren würde. Im

Kontext der Diskussion über „Normalität“ sollte man sich aber auch klarmachen, dass eine weitere stetige Zunahme der oben genannten Zahlen gleichsam zu einem Volk von psychisch Gestörten führen würde. Aus der Psychoanalyse stammt das Bonmot „Jeder hat sein kleines Neurösle“, das insofern treffend ist, als nicht jede Abweichung von einer „normalen“ Befindlichkeit behandlungsbedürftig ist und professionelle Hilfe erfordert. Ich beschäftige mich seit langem mit Prozessen der Resilienz (z.B. Lösel & Bliesener, 1990, 1994), ein Begriff, den wir erst ins Deutsche einführen mussten. Die Forschung dazu macht deutlich, dass neben der professionellen Hilfe die alltäglichen individuellen und sozialen protektiven Faktoren im Umgang mit Belastungen und Problemen wichtig sind (vgl. Bender & Lösel, 2007). Nicht alle leichteren und temporären psychischen Probleme sind behandlungsbedürftig, sondern können oft durch „natürliche“ Prozesse im Alltag bewältigt werden.

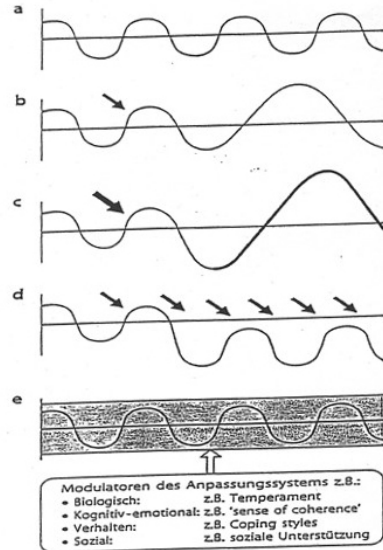
In der klinischen Psychologie spielt das Diathese-Stress-Modell eine zentrale Rolle: Erlebens- und Verhaltensprobleme entstehen, wenn bei einer Person einerseits eine Anfälligkeit (Vulnerabilität) für eine bestimmte Erkrankung besteht, die auch genetische Dispositionen einschließt. Andererseits ist für die Krankheitsentstehung ein negativ erlebter Stress bedeutsam, der z.B. in kritischen Lebensereignissen oder einer chronischen psychischen Überforderung bestehen kann.

Der Neurowissenschaftler Pickenhain (1989) hat ein Modell vorgestellt, in dem er die zeitliche Dauer und die Intensität von „Störfaktoren“ für die Entwicklung psychischer Störungen thematisiert. Auf Grund unserer Forschung über Resilienz haben wir dieses Modell mit einer stärkeren inhaltlichen Betonung protektiver Faktoren erweitert (Bender & Lösel, 1998; siehe Abbildung). Sowohl bei akuten massiven Auslenkungen des biopsycho-sozialen Wohlbefindens als auch bei langfristigen Belastungen hat der Mensch Ressourcen, um damit einigermaßen fertig zu werden bzw. ein befriedigendes Leben zu führen. Professionelle Hilfe kann dabei helfen, aber die „natürlichen“ Ressourcen des Alltags sind ebenfalls bedeutsam. Sie vermitteln zugleich die positive Erfahrung, Probleme und Belastungen selbst bewältigen zu können, was lernpsychologisch das Erleben von Selbstwirksamkeit fördert.

Selbstregulations-Diathese-Stress-Modell

Pickenhain (1989), erweitert von Lösel & Bender (1998)

- a) Normaler Fluktuationsbereich des bio-psycho-sozialen Wohlbefinde
- b) Leichte äußere o. innere Störung
- c) Starke Störfaktoren
- d) Lang anhaltende oder immer wiederkehrende schädliche Einflüsse
- e) Modulation des Fluktuationsbereichs durch spezifische Vulnerabilitäten u. protektive Faktoren



Nach unseren und anderen Forschungen an Kindern und Erwachsenen sind bei Belastungen vor allem folgende personale und soziale Ressourcen für eine erfolgreiche Bewältigung wichtig (Lösel & Bender, 2003, 2017):

Protektive Faktoren in der Entwicklung: personale & soziale Ressourcen

Lösel & Bender (2003, 2017)

1. Sichere Bindung an mind. einen Elternteil oder andere Bezugsperson
2. Wertschätzung und Supervision in der Erziehung
3. Soziale Unterstützung, auch außerhalb der Familie
4. Vorbilder für konstruktives Coping
5. Dosierte Anforderungen
6. Kognitive Kompetenzen (z.B. Intelligenz, realistische Zukunftsplanung)
7. Einfaches Temperament und Ergo-Resilience
8. Erfahrungen der Selbstwirksamkeit und adäquates Selbstkonzept
9. Aktives Bewältigungsverhalten
10. Erfahrung von Sinn und Struktur im Leben (z.B. Frankl: Logotherapie; Antonovsky: Sense of coherence)
11. Humor

Die einzelnen Faktoren können hier nicht näher erläutert werden (vgl. Lösel & Bender, 2003, 2007). Als Fazit ist aber festzuhalten: Temporäre bio-psycho-soziale Abweichung ist mehr oder weniger „normal“ und sollte nicht generell als „anormal“ oder „pathologisch“ betrachtet werden. Pathogenetische und salutogenetische Perspektiven auf psychische Störungen ergänzen sich bei der Erklärung, Diagnostik, Prävention und Behandlung (Bender & Lösel, 1998). Soziale Schutzfaktoren (z.B. soziale Unterstützung, positive Vorbilder) sind oftmals ebenso wichtig wie individuelle. Die genannten Schutzfaktoren sind nicht generell bedeutsam, sondern können je nach Problemlage und Kontext unterschiedlich sein. Faktoren, die bei manchen Problemen protektiv wirken, sind im Hinblick auf andere unter Umständen ein Risiko (Lösel & Bender, 2017; Lösel & Farrington, 2012).

Kriminologische Perspektive

Bereits seit den 1970er Jahren im Sonderforschungsbereich 22 (Sozialisation und Kommunikation) habe ich mich auch mit Themen der Kriminalität befasst. Von 2005 bis 2012 war ich Direktor des Institute of Criminology der Cambridge University und wurde dadurch offiziell vom Psychologen zum Kriminologen. Da die Frage „Was ist normal?“ auch strafrechtlich und kriminologisch relevant ist, mache ich hierzu als „Hobby-Kriminologe“ einige Anmerkungen. Meine juristischen Kollegen mögen mir eventuelles juristisches Dilettieren verzeihen.

Kriminalität als eine Form normabweichenden Verhaltens umfasst nach dem Strafgesetzbuch eines Landes verbotenes und sanktioniertes Verhalten. Auf den ersten Blick begibt man sich deshalb hinsichtlich der Normalität scheinbar auf soliden Grund: Was gesetzlich verboten ist, ist nicht „normal“. Auf den zweiten Blick wird aber deutlich, dass es große historische und interkulturelle Unterschiede bei der Definition kriminellen Verhaltens gibt. Man muss dazu nicht bis ins Mittelalter zurückgehen, sondern ein aktueller Blick nach Saudi-Arabien oder den Iran zeigt, wie unterschiedlich z.B. sexuelles Verhalten (einschließlich Ehebruch) normiert und sanktioniert wird. Nun könnte man in derzeit populärer kultureller Relativierung darauf verweisen, dass andere Länder eben andere Werte haben, doch erleben wir mit der Internationalisierung und Migration hautnah, dass auch in Mitteleuropa verbindliche Gesetzesnormen auf subkulturelle Normen und Werte sowie Konfliktlösungspraktiken treffen (Beispiel: Scharia). Die Sexualität und der Drogenkonsum sind in besonderem Maße kulturell und zeitlich relativiert. Zum Beispiel wurde der §175 StGB a.F. zu

homosexuellen Beziehungen (auch unter Erwachsenen) in mehreren Stufen ab 1969 abgeschafft. Die Liberalisierung des Besitzes von Haschisch für den Eigenbedarf wird selbst zwischen den Bundesländern rechtlich unterschiedlich gehandhabt. In den Niederlanden konnte man die interessante Erfahrung machen, dass in Coffee Shops zwar nicht herkömmliche Zigaretten geraucht werden durften, aber der Haschisch-Duft legal durch die Luft waberte. Die weltweite Diskussion zur Freigabe von Cannabis für klinische Zwecke zeigt, wie sich gerade im Drogenbereich (auch strafrechtliche) Normen verändern.

Neben der Relativierung von strafrechtlichen Normen besteht freilich auch ein normativer Kernbestand. Wie bereits Garafolo (1851–1934) festgestellt hat, gibt es eine zeitlich und interkulturell *einigermaßen* einheitliche Definition von kriminellen Delikten. Dieser „natürliche Verbrechensbegriff“ (*Delicta mala per se*) umfasst unter anderem Tötungsdelikte, sexuelle Gewalt, Körperverletzung, Diebstahl, Betrug und Brandstiftung. Der Kernbereich derartiger Delikte findet sich schon in den zehn Geboten oder im Codex des Hammurabi und hatte vermutlich evolutionäre Bedeutung für ein friedliches Zusammenleben innerhalb einer Gesellschaft (zumindest außerhalb von Kriegszeiten). Gleichwohl gibt es auch heutzutage einen ständigen Wandel, der teilweise mehr in der Rechtsanwendung als in den Gesetzen besteht. Beispiele hierfür sind die verschärfte Strafverfolgung und Sanktion von Wirtschafts-, Verkehrs- oder Umweltdelikten. Andererseits gibt es aber auch hierzulande Diskussionen, sogenannte Bagatelldelikte wie Ladendiebstahl oder (häufiges) Schwarzfahren vom Straftatbestand zu einer Ordnungswidrigkeit herabzustufen. Eine ähnliche Diskussion erlebte ich Ende der 1980er Jahre in der Gewaltkommission der Bundesregierung (vgl. Schwind et al., 1990) in Kontroversen über die Hochstufung des Vermummungsverbots zum Straftatbestand und die zumindest zivilrechtliche Ächtung der körperlichen Züchtigung von Kindern in der Familie (was beides später geschah).

Die strafrechtliche Definition von „Normalität“ ist auch insofern relativ, weil die Altersgrenzen für die Strafmündigkeit junger Menschen recht unterschiedlich sind. Selbst in Europa variieren sie zwischen 10 und je nach Delikt 16/18 Jahren (Dünkel & Pruin, 2012). Deutschland liegt mit 14 Jahren in einem psychologisch plausiblen Altersbereich (vgl. Lösel & Bliesener, 1997). Bei der hierzulande gesetzlich begründeten Anwendung des Jugendstrafrechts auf junge Erwachsene (Heranwachsende; 18–20 Jahre) bestehen in der Rechtsanwendung *zwischen den Bundesländern* erhebliche Unterschiede (vgl. Beulke & Swoboda, 2020, Rn. 226; Ostendorf & Drenkhahn,

2020, Rn 320; Streng, 2016, Rn. 86). Was in diesen Fällen ein jugendtypisches Delikt („normal“) ist oder nicht, liegt offenbar teilweise in den regionalen Sichtweisen der Gerichte.

Anders als die strafrechtlichen Altersgrenzen ist die zivilrechtliche Volljährigkeit in Europa relativ einheitlich und liegt meistens beim vollendeten 18. Lebensjahr. In Deutschland lag das aktive Wahlrecht 1949 noch bei 21 Jahren. In 1972 wurde es und in 1974 die Volljährigkeit auf 18 Jahre abgesenkt. Psychologisch steht das im Widerspruch dazu, dass im Strafrecht die Jugend noch als weniger voll verantwortlich gesehen wird als in anderen Lebensbereichen. Die relative „Normalität“ in diesem Bereich wird auch daran deutlich, dass neuerdings einige Bundesländer das aktive Wahlalter für Kommunal- und/oder Landtagswahlen auf 16 Jahre abgesenkt haben. Während einerseits eine verlängerte Jugendphase besteht (vgl. Lösel et al., 2012), werden Altersnormen im Wahlrecht eher nach unten verschoben, wohingegen manche Kriminologen im Strafrecht für eine Ausdehnung des Heranwachsenden-Status bis zu 25 Jahren plädieren. Inwieweit derzeitige soziale Jugendbewegungen zum „Klimaschutz“ etc. zu weiter veränderten Altersgrenzen der rechtlichen Verantwortlichkeit beitragen werden, ist eine interessante Frage zur „Normalität“.

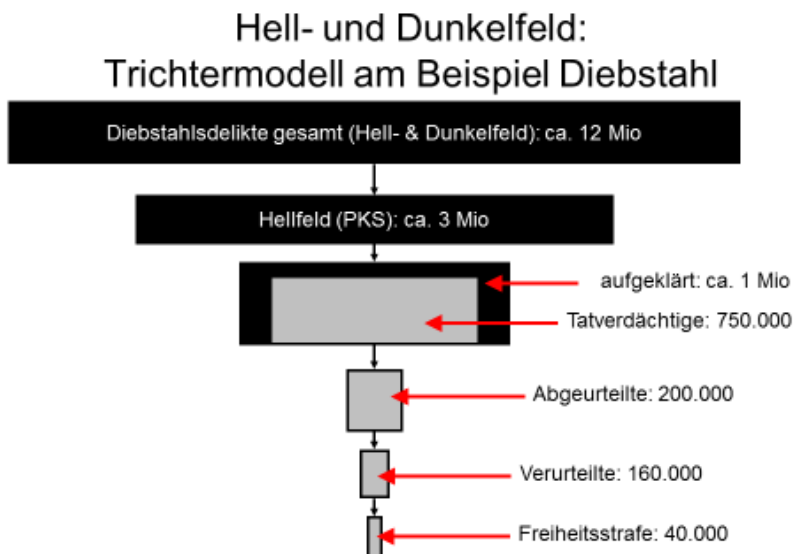
Die rein rechtliche Sichtweise ist auch deshalb nur begrenzt relevant für das, was „normal“ bzw. „abweichend“ ist, weil in der Praxis Diskrepanzen in der Rechtsanwendung bestehen. Nach spektakulären Straftaten wird zwar regelmäßig der Ruf nach schärferen Sanktionen laut (und manchmal folgt ihm auch der Gesetzgeber), aber empirisch ist die angedrohte Sanktionshärte weniger abschreckend als die faktische Sanktionswahrscheinlichkeit. Deshalb ist die Normdurchsetzung von zentraler Bedeutung. Hierbei ist es oft unwahrscheinlich, dass kriminelle Taten auch offiziell als „abweichend“ definiert werden.

Die offiziell registrierten Straftaten werden in Deutschland in der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) erfasst. Sie registriert alle polizeilich bekanntgewordenen Delikte im jeweiligen Jahr. Erfasst wird also nur das sogenannte Hellfeld. Nach internationalen Opfer- und Täterbefragungen ist bei vielen Deliktarten das Dunkelfeld viel größer. Ob Delikte vom Dunkelfeld ins polizeiliche Hellfeld kommen, hängt von verschiedenen Faktoren ab, u.a. vom Anzeigeverhalten in der Bevölkerung, von der polizeilichen Kontrollintensität und den Aufklärungsraten. Diebstähle von Fahrrädern, Sachbeschädigungen am Haus und andere Delikte werden von vielen Opfern nicht mehr angezeigt, weil man den Aufwand scheut, und ohnedies

Was ist „normal“?

mit einer baldigen Einstellung der Strafverfolgung rechnet. Manchmal sind sich Personen gar nicht bewusst, dass sie z.B. einem Taschendiebstahl zum Opfer fielen, weil sie annehmen, ihr Portemonnaie unachtsam verloren zu haben. All dies geht nicht in die PKS ein. Umgekehrt kann eine vermehrte polizeiliche Kontrollintensität nicht nur zur eventuellen Abschreckung, sondern kurzzeitig zu erhöhten Deliktraten beitragen, weil mehr Delikte ins Hellfeld geraten (z.B. bei Kontrollen im Straßenverkehr). Die PKS hat auch Probleme mit Bezugsdaten, z.B. hinsichtlich Zensus und der Anteile der Ausländerpopulation. Längsschnitt-Vergleiche werden zudem durch Änderungen im Strafrecht oder den Zählweisen erschwert. Auch die PKS-Deliktklassifikation ist teilweise vorläufig, da z.B. eine von der Polizei als „Mord“ beurteilte Straftat, später vom Gericht als Totschlag oder gefährliche Körperverletzung mit Todesfolge eingestuft werden kann. Aus diesen und anderen Gründen ist man in letzter Zeit in der PKS mit Zeitreihen zurückhaltend geworden, aber berichtet auch unter dem politischen und öffentlichen Druck Differenzierungen, die früher nicht enthalten waren (z.B. zur Kriminalität von Migranten).

Auf diese Details kann hier nicht näher eingegangen werden. Im Hinblick auf die Frage der „Normalität“ ist aber besonders auf die immense Schrumpfung der offiziellen Definition der „Abweichung“ vom Dunkelfeld zum Hellfeld hinzuweisen. Dieses „Trichtermodell“ veranschaulicht die folgende Abbildung am Beispiel „Diebstahl“ (nach Schwind, 2007; S. 56).



Schwind (2005)

Auf Grund der aktuell kontroversen Diskussion um gestiegene Kriminalitätsraten in Deutschland gehe ich abschließend noch kurz auf diesen Aspekt der Normalität bzw. einer eventuell abnormen Entwicklung ein. In den letzten Jahren lauteten die absoluten Zahlen der Straftaten (ohne ausländerrechtliche Verstöße) in der PKS folgendermaßen:

2014: 5.925.668
2015: 5.927.908 (+ 0,0%)
2016: 5.884.815 (- 0,7%)
2017: 5.582.136 (-5,1%)
2018: 5.392.457 (-3,3%)

Zum Vergleich lag die Zahl in 2004 bei 6.633.156 registrierten Delikten. Die Kriminalität insgesamt ist somit in letzter Zeit zurückgegangen. Da Kriminalität besonders häufig von jungen Männern begangen wird, könnte diese Abnahme auch mit den gesunkenen Geburtenraten zusammenhängen. Die Situation ist aber auf Grund der deutlich erhöhten Migration komplexer. Die PKS zeigt z.B. einen Anstieg bei Tötungsdelikten, sexuellem Missbrauch, Rauschgiftdelikten, Widerstand gegen die Staatsgewalt und Waffendelikten. Hier sind allgemein Ausländer und teilweise auch die neueren Zuwanderer relativ häufig belastet. Es ist somit beides richtig: Kriminalität insgesamt hat nach der PKS abgenommen, es gibt aber eine spezifische Überrepräsentierung bestimmter Migrantengruppen bei bestimmten Delikten. Im Rahmen dieser Diskussion wird zu Recht vorgebracht, dass man doch nicht pauschal ganze Bevölkerungsgruppen stigmatisieren dürfe, was dem Rassismus Vorschub leisten könne. Andererseits sollte eine aufgeklärte Gesellschaft und Politik auch nicht die Augen vor spezifischen Problemlagen verschließen. Die Diskussion über Migration und Kriminalität ist viel zu pauschal. Dagegen sollte man sich an Paretos Gesetz der kleinen Zahl erinnern und dann die Gründe für die Probleme spezifischer Teilgruppen betrachten. So sind die meisten Personen mit Migrationshintergrund in vielen Bereichen völlig normkonform und werden auch nicht straffällig. Bei kleinen Teilpopulationen aus dem islamischen und afrikanischen Raum handelt es sich jedoch oft um alleinstehende junge Männer, mit geringer Bildung, mit sozialisierten Werten einer „Macho-Kultur“, spezifischen Normen im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht, hinsichtlich der Ehre und mit eher autoritärer familialer Erziehung. In dieser Hinsicht sind von deutschen Normen abweichende türkisch-arabische Subkulturen seit langem bekannt. Aber erst in jüngster Zeit erfahren diese Strukturen vermehrt

Was ist „normal“?

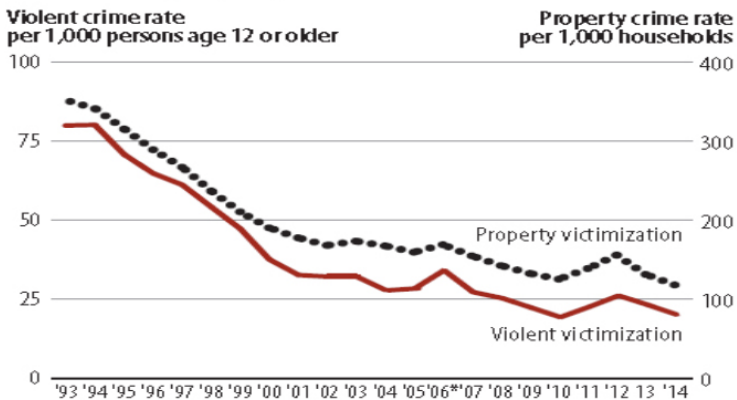
Aufmerksamkeit bei Polizei und Justiz, insbesondere mit Bezug auf die sogenannte (wiederum nicht klar definierbare) Clan-Kriminalität. Wenn man danach fragt, was „normal“ sei, so wird man in diesen Milieus andere Antworten erhalten als in deutschen Arbeitervierteln oder in den Villen am Starnberger See.

Es bleibt natürlich die Frage, ob der genannte Rückgang der offiziellen Kriminalität ein Artefakt der PKS ist. Dazu ist festzustellen, dass auch zahlreiche andere westliche Industrieländer insgesamt einen Kriminalitätsrückgang („crime drop“) berichten, der allerdings je nach Land und Deliktformen nicht einheitlich ausfällt. Er basiert aber nicht nur auf offiziellen Polizeistatistiken, sondern zeigt sich auch in Opferbefragungen, die z.B. in den USA regelmäßig durchgeführt werden (siehe Abbildung).

Crime Drop in den Opferbefragungen des U.S. National Crime Victimization Survey

FIGURE 1

Violent and property victimization, 1993–2014

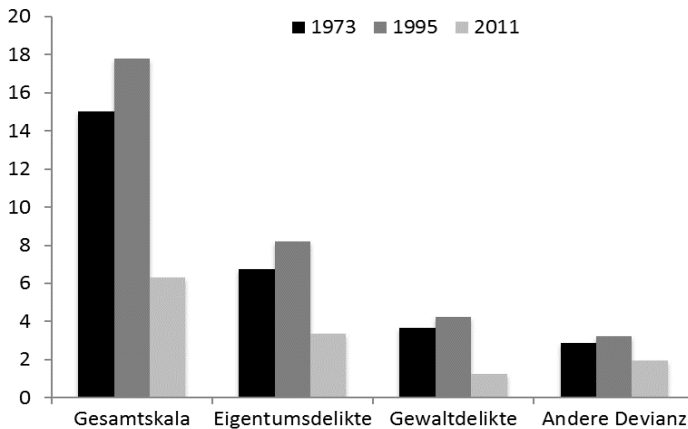


Note: See appendix table 1 for estimates and standard errors.

*See *Criminal Victimization, 2007* (NCJ 224390, BJS web, December 2008) for information on changes in the 2006 NCVS.

Source: Bureau of Justice Statistics, National Crime Victimization Survey, 1993–2014.

In Deutschland gibt es keine regelmäßigen Befragungen zum Dunkelfeld. Wir haben aber in einer kleinen Studie mit drei Befragungen von Schülerkohorten aus Nürnberger „Brennpunktschulen“ in 1973, 1995 und 2011 eine Entwicklung festgestellt, die derjenigen in der PKS bei jungen Deutschen ähnelt (Lösel et al., 2016; siehe Abbildung). Auf einen Anstieg in der Mitte der 1990er Jahre erfolgte ein deutlicher Rückgang der selbst berichteten Delinquenz in den 2000er Jahren.



Mittelwerte in der Delinquenz-Belastungsskala zu den drei Messzeitpunkten;
(nach Lösel et al. , 2016) übersetzt)

Es gibt zahlreiche Hypothesen zu möglichen Ursachen für den internationalen „crime drop“ (vgl. Lösel, 2017). Zum Beispiel: wirtschaftlich bessere Lage, teilweise erfolgreicher Kampf gegen die Drogenmärkte, alternde Bevölkerung, bleifreies Benzin (was neurologische Defizite bei Kindern reduzieren kann), zeitweise erhöhte Inhaftierungsraten (insbesondere in den USA). Die meisten Annahmen sind aber nur partiell durch empirische Daten gestützt und diese sind nur korrelativ und nicht notwendig kausal erklärend. Am plausibelsten sind eine vermehrte Sicherheitsorientierung und gezielte polizeiliche Strategien wie „hot spots policing“ (Weisburd et al., 2010) sowie wirksame entwicklungsbezogene Präventionsprogramme für Kinder, Familien und Schulen (Farrington et al., 2017; Lösel & Beelmann, 2003). Die meisten Maßnahmen zeigen aber allein nur mäßige Effekte. In der frühen Prävention gibt es zudem praktische Probleme, z. B. wenn manche Risikogruppen schwer zur Teilnahme zu gewinnen sind (vgl. Lösel et al., 2019). Grundsätzlich bestehen multifaktorielle Bedingungen der Probleme (Lösel & Bender, 2003), so dass auch Maßnahmen zur „Normalisierung“ entsprechend komplex aufeinander abgestimmt werden sollten.

Schlussfolgerung

Die von mir skizzierten verschiedenen Perspektiven erlauben (erwartungsgemäß) kein klares Fazit darüber, was aus psychologischer und kriminologischer Sicht „normal“ ist. Einige der dargestellten Forschungsergebnisse

der Sozialpsychologie, Statistik, klinischen Psychologie und Kriminologie zeigen aber, dass die Frage nach der „Normalität“ zumindest teilweise empirisch fundiert und differenziert beantwortet werden kann. Dies führt über bloße Meinungsäußerungen hinaus. Die dargestellten Perspektiven können m. E. dazu anregen, sich in der Politik, den Massenmedien und der Gesellschaft insgesamt mit den Ursachen und Folgen pauschaler Zuschreibungen wie „normal“ und „abnorm“ zu befassen. In diesem Kontext besteht ein Wechselspiel von individuellen, mikrosozialen und makrosozialen Prozessen. Nötig ist eine offene Diskussion bezüglich weithin verbindlicher inhaltlicher Normen für den sozialen Zusammenhalt. Diese wird bislang eher abstrakt geführt, etwa über die Orientierung am Grundgesetz oder an „Grundwerten“. Wie sich z.B. im Zusammenhang mit Extremismus oder kriminellen Clan-Strukturen zeigt, schlagen sich solche abstrakten Kategorien im gesellschaftlichen Alltag nur partiell nieder. Einerseits ist es notwendig, sich mehr auf die grundlegende Funktion von handlungsleitenden Normen zu besinnen, anstatt bei Konflikten reflexartig nach mehr Personal und verschärften Gesetzen zu rufen. Andererseits ist auch eine konkrete Diskussion darüber nötig, welche Formen der individuellen, sozialen oder politischen Abweichung in einer vielfältigen Gesellschaft zu tolerieren sind (und welche nicht). Der weit verbreitete Ruf nach (gesellschaftlichem) „Zusammenhalt“ geht nicht selten mit der pauschalen Stigmatisierung von Personen oder Gruppen einher, deren Meinungen von der eigenen „Norm“ abweichen. Dies ist ein Widerspruch in sich selbst, der nach der psychologischen Theorie der Reaktanz (Brehm & Brehm, 1981) wohl kaum der beabsichtigte Erfolg beschieden sein dürfte.

Verwendete Literatur

- Achenbach, T.M., & Rescorla, L. A. (2001). *Manual for the ASEBA School-Age Forms and Profiles*. Burlington, VT: University of Vermont, Research Center for Children, Youth, and Families.
- AOK-Bundesverband und Wissenschaftliches Institut (2018). *Pressemitteilung zum Fehlzeiten-Report 2018: Sinnerleben im Beruf hat hohen Einfluss auf die Gesundheit*. https://aok-bv.de/presse/pressemitteilungen/2018/index_20972.html (04.09.2018)
- Asch, S. E. (1956). Studies of independence and conformity: I. A minority of one against a unanimous majority. *Psychological Monographs: General and Applied*, 70, 1–70.

- Baier, D., Manzoni, P., & Bergmann, M. C. (2016). Einflussfaktoren des politischen Extremismus im Jugendalter: Rechtsextremismus, Linksextremismus und islamischer Extremismus im Vergleich. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform*, 99, 171-198.
- Bender, D., & Lösel, F. (1998). Protektive Faktoren der psychisch gesunden Entwicklung junger Menschen: Ein Beitrag zur Kontroverse um saluto- versus pathogenetische Modelle. In J. Margraf, J. Siegrist & S. Neumer (Hrsg.), *Gesundheits- oder Krankheitstheorie? Saluto- versus pathogenetische Ansätze im Gesundheitswesen* (S. 119-145). Berlin: Springer.
- Berger, P. L., & Luckmann, T. (1972). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie* (3. Aufl.). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen (2017). *Psychische Erkrankungen für die Volkswirtschaft*. <https://www.psychologenakademie.de/psychische-erkrankungen-immense-kosten-fuer-die-volkswirtschaft/> (3.11.2017)
- Beulke, W., & Swoboda, S. (2020). *Jugendstrafrecht: Eine systematische Darstellung* (16. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Brehm, S. S., & Brehm, J. W. (1981). *Psychological reactance: A theory of freedom and control*. New York: Academic Press.
- Caspi, A., Houts, R. M., Belsky, D. W., Harrington, H., Hogan, S., Ramrakha, S., Poulton, R., & Moffitt, T. E. Childhood forecasting of a small segment of the population with large economic burdens. *Nature Human Behaviour*, 1, A 0005. <https://doi.org/10.1038/s41562-016-0005>.
- Dilling, H., & Freyberger, H.J. (2019). *Taschenführer zur ICD-10-Klassifikation psychischer Störungen: Mit Glossar und Diagnostischen Kriterien sowie Referenztabellen ICD-10 vs. ICD-9 und ICD-10 vs. DSM-IV-TR*. Göttingen: Hogrefe.
- Doosje, B., Moghaddam, F. M., Kruglanski, A. W., Wolf, A. de, Mann, L., & Feddes, A. R. (2016). Terrorism, radicalization and de-radicalization. *Current Opinion in Psychology*, 11, 79-84.
- Dünel, F., & Pruin, I. (2012). Young adult offenders in juvenile and criminal justice systems in Europe. In F. Lösel, A. Bottoms & D.P. Farrington (Eds.), *Young adult offenders: Lost in transition?* (pp. 11-38). Milton Park, UK: Routledge.
- Durkheim, E. (1950). *Rules of sociological method* (8th Ed.). Glencoe, ILL: The Free Press.
- Ebner, J. (2017). *The rage: The vicious circle of Islamist and far right extremism*. London: Tauris.
- Erikson, K. T. (1966). *Wayward puritans: A study in the sociology of deviance*. New York: Wiley.

- Falkai, P., & Wittchen, H.-U. (Hrsg.) (2015). Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen DSM-5. Göttingen: Hogrefe.
- Farrington, D.P., Gaffney, H., Lösel, F., & Ttofi, M. (2017). Systematic reviews of the effectiveness of developmental prevention programs in reducing delinquency, aggression, and bullying. *Aggression and Violent Behavior*, 33, 91-106.
- Grawe, K., Donati, R., & Bernauer, F. (2001). *Psychotherapie im Wandel: Von der Konfession zur Profession* (5. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Hölling, H., Erhart, M., Ravens-Sieberer, U., & Schlack, R. (2007). Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern und Jugendlichen - erste Ergebnisse aus dem Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KiGGS). *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, 50, 784-793.
- Jacobi, F., Höfler, M., Strehle, J., Mack, S., Gerschler, A., Scholl, L., Busch, M.A., Maske, U., Hapke, U., Goebel, W., Maier, W., Wagner, M., Zielasek, J., & Wittchen, H.-U. (2014). Psychische Störungen in der Allgemeinbevölkerung: Studie zur Gesundheit Erwachsener in Deutschland und ihr Zusatzmodul Psychische Gesundheit (DEGS1-MH). *Nervenarzt*, 85, 77-87.
- Jensen, M., LaFree, G., James, P. A., Atwell-Seate, A., Pisoiu, D., Stevenson, J., Picarelli, J. (2016). *Final Report: Empirical assessment of domestic radicalization (EADR)*. Report to the National Institute of Justice, Office of Justice Programs. Washington, DC: U.S. Department of Justice.
- Kershaw, I. (1998). *Hitler: 1889-1936*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
- King, S., Bender, D., & Lösel, F. (2018). Instrumente zur Risikobeurteilung extremistisch motivierter Straftäter: Eine Synopse. In K. Boers & M. Schaerff (Hrsg.), *Kriminologische Welt in Bewegung* (S. 191-203). Mönchengladbach: Forum Verlag.
- Köcher, R. (2019). Immer mehr Tabuthemen. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 22.5.2019.
- Lange, M., Hoffmann, R., Mauz, E., Houben, R., Gößwald, A., Schaffrath Rosario, A., & Kurth, B.-M. (2018). Längsschnitterhebung von KiGGS Welle 2 – Erhebungsdesign und Fallzahlentwicklung der KiGGS-Kohorte. *Journal of Health Monitoring*, 2018, 3(1).
- Lösel, F. (1981). Konformität. In H. Werbik & H.-J. Kaiser (Eds.), *Kritische Stichwörter zur Sozialpsychologie* (S. 192-218). München: Fink.
- Lösel, F. (2016). Der internationale Rückgang der Kriminalität vor der Migrationskrise: Erklärungen und eigene Langzeitergebnisse zur Jugenddelinquenz. In C. Safferling, G. Kett-Straub, C. Jäger, & H. Kudlich (Hrsg.), *Festschrift für Franz Streng zum 70. Geburtstag* (S. 539-563). Heidelberg: C.F. Müller.
- Lösel, F. (2018). Evidence comes by replication, but needs differentiation: The reproducibility issue in science and its relevance for criminology. *Journal of Experimental Criminology*, 14, 257-278.

- Lösel, F., & Beelmann, A. (2003). Effects of child skills training in preventing antisocial behavior: A systematic review of randomized experiments. *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 587, 84-109.
- Lösel, F., & Bender, D. (2007). Von generellen Schutzfaktoren zu spezifischen protektiven Prozessen: Konzeptuelle Grundlagen und Ergebnisse der Resilienzforschung. In G. Opp, M. Fingerle & A. Freytag (Hrsg.), *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*, 2. Aufl. (S. 57-78). München: Reinhardt.
- Lösel, F., & Bender, D. (2003). Protective factors and resilience. In D.P. Farrington & J. Coid (Eds.), *Early prevention of adult antisocial behaviour* (pp. 130-204). Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Lösel, F., & Bender, D. (2017). Protective factors against crime and violence in adolescence. In P. Sturmei (Ed.), *The Wiley handbook of violence and aggression, vol. 1* (pp. 313-327). New York: Wiley.
- Lösel, F., Bender, D., Jugl, I., & King, S. (2020). Resilience against political and religious extremism, radicalization, and related violence: A systematic review of studies on protective factors. In D. Weisburd, E. Savona, B. Hasisi & F. Calderoni (Eds.), *Understanding recruitment to organized crime and terrorism: Social, psychological and economic drivers*. New York: Springer (in press).
- Lösel, F., Bender, D., Sünkel, Z., & Stemmler, M. (2016). Self-reported juvenile delinquency in three surveys over 38 years: A German study on the crime drop. In A. Kapardis & D.P. Farrington (Eds.), *The psychology of crime, policing and courts* (pp. 24-43). Milton Park, UK: Routledge.
- Lösel, F., & Bliesener, T. (1990). Resilience in adolescence: A study on the generalizability of protective factors. In K. Hurrelmann & F. Lösel (Eds.), *Health hazards in adolescence* (pp. 299-320). Berlin, New York: de Gruyter.
- Lösel, F., & Bliesener, T. (1994). Some high-risk adolescents do not develop conduct problems: A study of protective factors. *International Journal of Behavioral Development*, 17, 753-777.
- Lösel, F., & Bliesener, T. (1997). Zur Altersgrenze strafrechtlicher Verantwortlichkeit von Jugendlichen aus psychologischer Sicht. *DVJJ-Journal*, 8, 388-395.
- Lösel, F., & Bliesener, T. (2003). *Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen: Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen*. Neuwied: Luchterhand.
- Lösel, F., Bottoms, A., & Farrington, D.P. (2012). Introduction. In F. Lösel, A. Bottoms & D.P. Farrington (Eds.), *Young adult offenders: Lost in transition?* (pp. 1-10). Milton Park, UK: Routledge.
- Lösel, F., & Farrington, D.P. (2012). Direct protective and buffering protective factors in the development of youth violence. *American Journal of Preventive Medicine*, 43 (2S1), 8-23.

- Lösel, F., King, S., Bender, D., & Jugl, I. (2018). Protective factors against extremism and violent radicalization: A systematic review of research. *International Journal of Developmental Science*, 12, 89-102.
- Lösel, F., & Ott-Engelmann, M. (1984). Zur Typik und Spezifität des Trauerverhaltens. Eine empirische Untersuchung an Witwen. In J. Howe & R. Ochsmann (Hrsg.), *Tod, Sterben, Trauer* (S. 338-347). Frankfurt a.M.: Fachverlag für Psychologie.
- Lösel, F., & Stemmler, M. (2012). Preventing child behavior problems in the Erlangen-Nuremberg Development and Prevention Study: Results from preschool to secondary school age. *International Journal of Conflict and Violence*, 6, 214-224.
- Lösel, F., Stemmler, M., Beck, M., & Bender D. (2019). Frühe Bildung in Familien mit Migrationshintergrund. In L. Correll & J. Lepperhoff (Hrsg.), *Teilhabe durch frühe Bildung: Strategien in Familienbildungsstätten und Kindertageseinrichtungen* (S. 208-221). Weinheim: Beltz & Juventa.
- Lösel, F., Stemmler, M., & Bender, D. (2013). Long-term evaluation of a bi-modal universal prevention program: Effects from kindergarten to adolescence. *Journal of Experimental Criminology*, 9, 429-449.
- Margraf, J. (2009). *Kosten und Nutzen der Psychotherapie: Eine kritische Literaturauswertung*. Heidelberg: Springer.
- Mercer, N., Crocetti, E., Meeus, W., & Branje, S. (2018). An experimental investigation of the influence of deviant peers on own deviancy: A replication study. *Journal of Experimental Criminology*, 14, 429-438.
- Moser, T. (1970). *Jugendkriminalität und Gesellschaftsstruktur*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Noelle-Neumann, E. (1980). *Die Schweigespirale: Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut*. Zürich/München: Piper.
- Ostendorf, H., & Drenkhahn, K. (2020). *Jugendstrafrecht* (10. Aufl.). Baden-Baden: Nomos.
- Pickenhain, L. (1984). Goal-directed behavior and self-regulation in the organism. In T. Elbert, B. Rockstroh, W. Lutzenberger & N. Birbaumer (Eds.), *Self-regulation of the brain and behavior* (pp. 273-276). Berlin: Springer.
- Rindermann, H. (2018): *Cognitive capitalism: Human capital and the wellbeing of nations*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Robins, L.N., & Price RK (1991). Adult disorders predicted by childhood conduct problems: Results from the NIMH Epidemiologic Catchment Area Project. *Psychiatry: Interpersonal and Biological Processes* 54, 116-132.
- Sarma, K. M. (2017). Risk assessment and the prevention of radicalization from nonviolence into terrorism. *American Psychologist*, 72, 278-288. Doi: 10.1037/amp0000121
- Scarcella, A., Page, R., & Furtado, V. (2017). Terrorism, radicalisation, extremism, authoritarianism and fundamentalism: A systematic review of the

- quality and psychometric properties of assessments. *PLoS One*, 11(12), e0166947. Doi: 10.1371/journal.pone.0166947
- Schwind, H.-D. (2007). *Kriminologie* (17. Aufl.). Heidelberg: Kriminalistik Verlag.
- Schwind, H.-D., Baumann, J., Lösel, F., Remschmidt, H., Eckert, R., Kerner, H.-J., Stümper, A., Wassermann, R., Otto, H., Rudolf, W., Berckhauer, F., Kube, E., Steinhilper, M., & Steffen, W. (Hrsg) (1990) (Hrsg.). *Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt: Analysen und Vorschläge der unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Streng, F. (2016). *Jugendstrafrecht* (4. Aufl.). Heidelberg: C.F. Müller.
- Trilling, L. (1955). *Freud and the crisis of our culture*. Boston, MA: Beacon Press.
- Weisburd, D. L. (2015). The law of crime concentration and the criminology of place. *Criminology*, 53, 133-157.
- Weisburd, D., Telep, C.W., Hinkle, J.C., & Eck, J.E. (2010). Is problem-oriented policing effective in reducing crime and disorder? Findings from a Campbell systematic review. *Criminology & Public Policy*, 9, 139-172.
- Wittmann, W.W., Lutz, W., Steffanowski, A., Kriz, D., Glahn, E.M., Völkle, M.C., Böhnke, J.R., Köck, K., Bittermann, A. & Ruprecht, T. (2011). *Qualitätsmonitoring in der ambulanten Psychotherapie: Modellprojekt der Techniker Krankenkasse - Abschlussbericht*. Hamburg: Techniker Krankenkasse.
- Wolfgang, M. E., Figlio, R. M., & Sellin, T. (1972). *Delinquency in a birth cohort*. Chicago, IL: University of Chicago Press.

Mit dem Maßband zum Normkörper. Die Medizin auf der Suche nach dem „Normalen“ im 19. und frühen 20. Jahrhundert

NADINE METZGER

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stellte sich die medizinische Forschung nachdrücklich der Frage, wie der „normale“ menschliche Körper zu definieren sei.¹ Tausende von lebenden Personen wurden vermessen, die inneren Organe von Toten gewogen, Leistungsprüfungen durchgeführt, neue Messverfahren und -apparate entwickelt. Eine intensive Debatte über Normbegriff, Methoden und Sinnhaftigkeit des Unterfangens folgte.

Der bevorzugte Ort für Forschungen zum sogenannten Normkörper war die militärische Musterung: Hier präsentierten sich dem Militärarzt junge, weitestgehend gesunde Männer in großer Zahl, um untersucht und vermessen zu werden. Ihre nackten Körper, serienhaft in Reih' und Glied angetreten, bar ihrer Individualität, boten perfektes Material für vergleichende und kollektive Fragestellungen wie anthropometrische Reihenmessungen. Durch die allgemeine Wehrpflicht im Deutschen Kaiserreich galten die jährlich Gemusterten als repräsentativ für das „ganze Volk“ – eine

¹ Die Medizingeschichte hat die Normfrage in der Medizin des 19. und 20. Jahrhunderts bereits vielfach aufgegriffen. Zur einführenden Lektüre empfehlen sich Volker Hess, *Messen und Zählen. Die Herstellung des normalen Menschen als Maß der Gesundheit*. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 22 (1999), 266–280, sowie Heiner Fangerau und Michael Martin, *Blutdruck messen. Die „Technikalisierung“ der Kreislaufdiagnostik*. In: *Herzblut. Geschichte und Zukunft der Medizintechnik*, hrsg. v. Alexander Sigelen und Wolf-Diether Burak, Darmstadt 2014, S. 74–92. Außerdem zum Thema Volker Hess (Hrsg.), *Normierung der Gesundheit. Messende Verfahren der Medizin als kulturelle Praxis um 1900*, Husum 1997; Mariacarla Gadebusch Bondio, „Das Individuum – eine Abweichung“ ... und das Unbehagen der Wissenschaft. In: *Norm als Zwang, Pflicht und Traum. Normierende versus individualisierende Bestrebungen in der Medizin*, hrsg. v. derselben und Eva Brinkschulte, Frankfurt/Main 2015, S. 19–50; Philipp Felsch, *Ganzheit und ihre Apparaturen. Konstitutionelle Medizin um 1900*. In: *Maß und Eigensinn. Studien im Anschluß an Georges Canguilhem*, hrsg. v. Cornelius Borck et al., München 2005, S. 135–156; Nadine Metzger, „Prächtiges Menschenmaterial“. Anthropometrische Konstitutionsforschung auf der Suche nach dem statistischen Normalkörper (1914–1922), in: *NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 28 (2020), S. 35–68.

gut gepflegte Konstruktion, in der niemand die weibliche Bevölkerung vermisste.² Besonderen Auftrieb erhielt die Musterung als Forschungsort während des Ersten Weltkrieges, als wissenschaftlich ambitionierte Universitätsmediziner in großer Zahl den Militärdienst aufnahmen und die Gelegenheiten nutzten, die ihnen der Krieg für die Forschung bot. Wie ich im Folgenden argumentieren werde, ist es deshalb kein Zufall, dass gerade im Umfeld des Ersten Weltkrieges vermehrt daran gearbeitet wurde, den normalen menschlichen (also männlichen) Körper in Maß und Zahl zu bestimmen. Diese Forschungsaktivitäten brachten einerseits einen sprunghaften Anstieg an methodischen Kompetenzen mit sich, zum Beispiel im Gebrauch medizinischer Statistik, andererseits führten sie zu einer aktiven Auseinandersetzung mit dem Begriff der „Norm“ in den 1920er Jahren, die bis heute bedeutsam ist. Die Zeit um den Ersten Weltkrieg herum ist somit für die Frage zentral, wie und zu welchem Ende die moderne Medizin körperliche Normen diskutierte.

Entwürfe des soldatischen Normkörpers

Zwei Beispiele mögen verdeutlichen, wie Ärzte während des Ersten Weltkrieges Musterungen für ihre Forschungen zur Norm nutzten. Beide Messreihen wurden von Universitätsmedizinern durchgeführt, die jeweils eine Fliegeruntersuchungskommission leiteten, bei der Soldaten auf ihre Tauglichkeit für den Flugdienst geprüft wurden. Diese stellten explizit die Frage nach dem Normkörper – mit sehr unterschiedlichen Ansätzen.

Richard Geigel (1859–1930), eigentlich Professor für Innere Medizin in Würzburg, untersuchte als Oberstabsarzt mehrere Tausend fluginteressierte Männer und erarbeitete auf dieser Datengrundlage einen „Kanon des jungen Soldaten“ als Normotypus, den er kurz nach dem Krieg in der *Münchener Medizinischen Wochenschrift* veröffentlichte. Sein Augenmerk lag dabei nicht nur auf den körperlichen Maßen und Eigenschaften, sondern auch auf charakterlichen Tugenden:

„Der junge Mann ist 20 Jahre alt. Er stammt aus gesunder Familie... ausser den Kinderkrankheiten hat er keine gehabt. Verwundungen sind ohne bleibenden Schaden geheilt. Er ist 168 cm gross und wiegt nackt 68 kg. Die Haut ist straff, gesund, frisch, leicht braun, im Gesicht und an den Händen sonnenverbrannt. Die Farbe wechselt nie, nur wenn er gefragt wird, woher das

² Heinrich Hartmann, *Der Volkskörper bei der Musterung. Militärstatistik und Demographie in Europa vor dem ersten Weltkrieg*, Göttingen 2011.

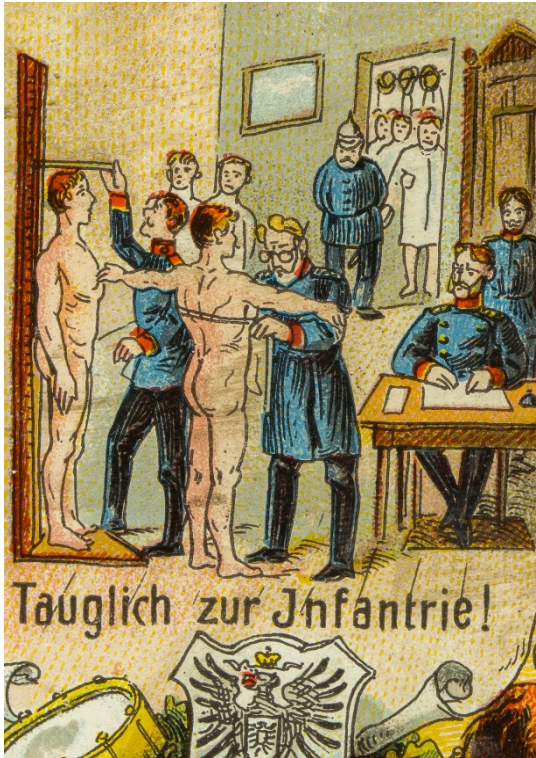


Abb. 1: Bei der Musterung wurden die wehrpflichtigen jungen Männer durch einen Militärarzt untersucht und vermessen. Das peinliche nackte Antreten bei der Musterung fungierte für die Wehrpflichtigen im Deutschen Kaiserreich als wichtiges Übergangsritual ins Erwachsenenalter und wurde entsprechend häufig auf Bildpostkarten dargestellt. Ansichtskarte „Gruss von der Musterung“ (Ausschnitt), verschickt am 12. Juni 1913. Quelle: Historische Bildpostkarten – Universität Osnabrück – Sammlung Prof. Dr. Sabine Giesbrecht, www.bildpostkarten.uos.de

schwarze Kreuz mit silbernem Rande auf der linken Brustseite seines Waffenrockes kommt, wird das Gesicht rot. Nirgends Schweissbildung. Der Kopf ist mit kurzen Haaren bedeckt, an der Oberlippe kaum der erste Flaum zu bemerken.“³

Der Soldat entkleide sich leicht und ohne zu zögern, er „bewahrt auch nackt den Anstand“. Sein Körperbau sei wohlgebildet, der Brustumfang betrage „bei tiefster Inspiration 91, bei der Expiration 80cm“. Er atme acht Mal in der Minute und könne den Atem sechzig Sekunden lang anhalten. Bei tiefer Atmung bewege sich das Zwerchfell um fünf bis sechs Zentimeter nach oben und unten. „Er bläst aus einem Manometer von 250mm Schenkellänge das Quecksilber oben wie einen kleinen Springbrunnen heraus.“

³ Robert Geigel, Der Kanon des jungen Soldaten. Münchener Medizinische Wochenschrift 66 (1919), 1491–93, Zitat S. 1493.

Neben Geigels nationaler Gesinnung fällt auf, dass er den Normotypus als ein Ideal versteht: Sein „junger Mann“ ist besonders gesund und gut gebaut, verfügt über positiv besetzte Charaktereigenschaften (im Zitat: Bescheidenheit, Anstand) und hat aktiv im Feld gestanden. Zwar sind die angegebenen Messwerte errechnete Durchschnittsmaße, aber Geigel legte diesen eine Grundmenge von seiner Meinung nach körperlich und charakterlich „hervorragenden“ Individuen zugrunde. Dieses Vorgehen mit seiner Auffassung von „Norm“ als idealer Richtschnur entspricht damit auch dem aus der Kunst entlehnten Begriff des „Kanon“, mit dem sich Geigel mit Polyklet und Leonardo da Vinci in eine Reihe stellte. Eine nähere Reflexion über den Normbegriff erfolgte nicht. Als Garanten für die Validität seines Norm-Entwurfes verwies Geigel auf seine militärärztliche Erfahrung und ärztliche Autorität.

Ganz anders Hermann Rautmann (1885–1956). Der junge Freiburger Internist, doppelt promoviert in Medizin und Naturwissenschaften, versuchte die Frage nach dem normalen Körperbau auf statistischem Wege zu lösen. Auf der Basis anthropometrischer Daten von etwa zweitausend Soldaten bestimmte er nicht nur Durchschnittswerte, sondern erstellte Verteilungstabellen und -kurven, um darzustellen, wie breit gestreut sich die unterschiedlichen Merkmale in dieser Gruppe ausprägten. Er arbeitete sich dazu in statistische Methoden ein, die bis dahin in der Inneren Medizin kaum gebräuchlich waren, etwa die „Kollektivmaßlehre“ des Philosophen und frühen Experimentalpsychologen Gustav Theodor Fechner (1801–1887). Rautmann verstand sein Buch *Untersuchungen über die Norm* (1921), in dem er seine Ergebnisse vorstellte, deshalb auch als Einführung in die sogenannte Variabilitätsstatistik, mit Hilfe derer Unterschiede zwischen Individuen mathematisch analysiert werden können, insbesondere die Streuung von Ausprägungen einzelner Merkmale um einen Durchschnitt.⁴ Die Grenze zwischen „normal“ und „anomal“ definierte er entsprechend ebenfalls mathematisch über die Wendepunkte der Verteilungskurve (siehe Abbildung 2): Als „normal“ wurde so eine ganze Spanne an Ausprägungen eines Merkmals definiert, und zwar die mittleren 68,3 Prozent. Für das Körpergewicht der von ihm untersuchten Soldaten bedeutet dies nach

⁴ Hermann Rautmann, *Untersuchungen über die Norm. Ihre Bedeutung und Bestimmung*, Jena 1921. Zur Person Rautmanns siehe Nadine Metzger, *Der Internist, Konstitutionspathologe und Sportmediziner Hermann Rautmann (1885–1956)*. In: *Sudhoffs Archiv* 104 (2020), 32–70.

Mit dem Maßband zum Normkörper

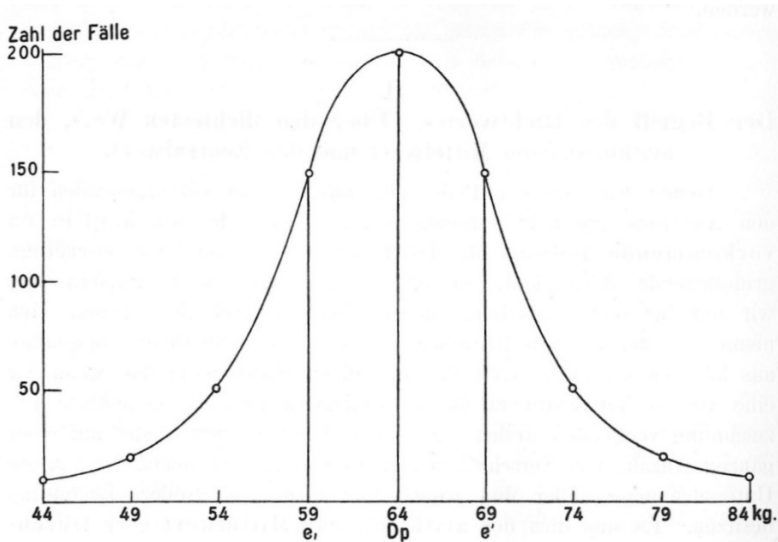


Abb. 2: Verteilungskurve für das Gewicht erwachsener Männer nach Hermann Rautmann; e_i und e' geben als Wendepunkte die Grenzen des Normalgewichtes an. Rautmann: *Untersuchungen über die Norm*, 1921, S. 4.

Rautmann, dass bei einem durchschnittlichen Gewicht von 64 kg die untere Grenze für Normalgewicht bei 59 kg, die obere Grenze bei 69 kg zu liegen kam. Rautmann berechnete solche Grenzen aber nicht nur für Körpergewicht und -größe, Brustumfang und röntgenologisch bestimmte Herzgröße, sondern er setzte vor allem auch unterschiedliche Größen miteinander in Beziehung, so dass er etwa Zahlen für die normale Herzgröße je nach Körpergröße und Lebensalter angeben konnte. Rautmanns Buch gilt als wichtige Pionierarbeit für den Gebrauch mathematisch-statistischer Methoden in der Medizin.

Obschon Geigel und Rautmann nicht nur sehr verschiedene Ansätze und Methoden verfolgten, sondern augenscheinlich auch von unterschiedlichen impliziten Normkonzepten ausgingen (Ideal vs. Durchschnitt), kristallisiert sich an den Arbeiten beider die große Relevanz heraus, die die Medizin während des Ersten Weltkrieges der Normfrage zusprach. Warum gerade in dieser Zeit die Frage nach dem durch Messung bestimmbar Normkörper kulminierte, möchte ich im Folgenden herausarbeiten. Dafür werde ich zunächst die gesellschaftspolitischen und geistesgeschichtlichen Voraussetzungen charakterisieren, die diese Frage in der Medizin erst möglich machten. Wie entstanden Konzepte des „Normalen“ und die Idee, den Normkörper messend erfassen zu können? Wie begünstigten Weltkrieg

und medizinische Forschungsströmungen die Suche nach dem Normkörper? Welche verschiedenen Normkonzepte bildeten sich heraus?

Norm, normal und Durchschnitt: Begriffsgeschichte

„Normal“ ist eine vergleichende Kategorie – die Abgrenzung zum Nicht-Normalen schwingt stets schon im Begriff mit: So ist das Urteil „normal“ immer auf ein Kollektiv oder eine Gesamtgruppe bezogen, die den Vergleichsrahmen bieten. Am Begriff der „Norm“, von dem das Adjektiv „normal“ abgeleitet ist, wird zudem deutlich, dass dabei stets auch eine Wertung mitschwingt, wenn nicht gar eine „normative“ Vorgabe: Das lateinische *norma* bedeutet „Richtschnur“ oder „Regel“ und bezeichnete insbesondere ein bautechnisches Hilfsmittel für rechte Winkel (Vitruv). Bis ins 18. Jahrhundert hinein wurde der Begriff ausschließlich wörtlich oder im übertragenen Sinne in dieser Bedeutung verwendet, z.B. in juristischen Texten als eine vorgeschriebene „Regel“. Auch die Medizin des 18. und 19. Jahrhunderts benutzte „normal“ in dieser Bedeutung.⁵

Ein erstes Zeichen, dass sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die Bedeutung von „normal“ hin zu dem heute landläufig darunter verstandenen „durchschnittlich“ erweitern bzw. verschieben sollte, ist bei Immanuel Kant (1724–1804) in seiner Ästhetik zu finden. Kant bezeichnete in der *Kritik der Urteilskraft* (1790) mit „Normalidee“ das Typische einer Gattung, etwa zum Gebrauch in naturgeschichtlichen Klassifikationssystemen. Um das Normale zu bestimmen, bilde der Geist implizit ein Mittel aus beobachteten Eigenschaften:

„Jemand hat tausend erwachsene Mannspersonen gesehen. Will er nun über die vergleichungsweise zu schätzende Normalgröße urteilen, so läßt ... die Einbildungskraft eine große Zahl der Bilder (vielleicht alle jene tausend) aufeinander fallen; und ... in dem Raum, wo die meisten sich vereinigen, und innerhalb der Umrisse, wo der Platz mit der am stärksten aufgetragenen Farbe illuminiert ist, da wird die mittlere Größe kenntlich... Und dies ist die Statur für einen schönen Mann.“⁶

⁵ Zur Begriffsgeschichte siehe die Artikel „Norm“ (H. Hofmann, W.H. Schrader) und „Normal, Normalität“ (F. Kudlien, H.H. Ritter) im Historischen Wörterbuch der Philosophie, Bd. 6, Basel 1984, Sp. 906–928. Ausführlich zu diesen und verwandten Begriffen siehe auch Georges Canguilhem, *Das Normale und das Pathologische*, Frankfurt/Main 1977, S. 81–100.

⁶ Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*. 5. Auflage. Hrsg. v. Karl Vorländer, Leipzig 1922, S. 75.

Als Gedankenspiel klingt im selben Abschnitt auch bereits die Möglichkeit an, dass man diese Durchschnittsnorm durch Messen bestimmen könnte. In Klammern fügte Kant hinzu:

„Man könnte ebendasselbe mechanisch herausbekommen, wenn man alle tausend mässe, ihre Höhen unter sich ... zusammen addierte, und die Summe durch tausend dividierte.“⁷

Es ist nun kein Zufall, dass Kant diese Gedanken gegen Ende des Jahrhunderts der Aufklärung und ein Jahr nach der Französischen Revolution formuliert hat. Die Idee, dass man die Körper beliebiger tausend Männer miteinander vergleichen könne, um im Durchschnitt auf „schöne“ Größendimensionen zu schließen, erfordert ein in der Ständegesellschaft geradezu unerhörtes egalitäres Menschenbild. Die betrachteten Männer der Grundmenge müssen als grundsätzlich vergleichbar und damit in gewissem Sinne als „gleich“ betrachtet werden: Unabhängig von seinem Stand als Adliger oder Leibeigener zählt in Kants Gedankenspiel jeder Bürger gleich viel, jeder trägt in gleichem Maße zur körperlichen Norm und sogar der menschlichen Schönheit bei.

Das Menschenbild der Aufklärung machte Anfang des 19. Jahrhunderts auch den Weg frei für die Bevölkerungsstatistik und das Konzept des „mittleren Menschen“ des belgischen Statistikers Adolphe Quetelets (1796–1874). Was bei Kant noch als Gedankenspiel fungierte, wurde bei Quetelet Wirklichkeit: Er vermaß die Körper von Zehntausenden von Soldaten, um feste Werte für den Durchschnitt und damit die Norm zu erhalten. Auch für Quetelet entsprachen diese Durchschnittsmaße dem perfekten menschlichen Schönen, dem „*homme moyen*“. Außerdem leitete er aus seinen angehäuften riesigen Datenmengen ab, dass sich ein gemessenes natürliches Merkmal in einem Kollektiv stets nach einer Gauß'schen Normalverteilung ausprägte (Abb. 3), für Quetelet ein Naturgesetz der Kollektivgegenstände. Neben Körpergröße, Gewicht, Brustumfang, Kopfgröße *et cetera* interessierte sich Quetelet aber auch für das Handeln von Menschen, erfassbar etwa durch Kriminalitätsstatistiken und Suizidzahlen. Hier beobachtete er, dass die Zahlen jedes Jahr ungefähr gleich blieben, und schloss auf eine statistische Gesetzmäßigkeit, seine sogenannte „Soziale Physik“ (1835). Damit war eine entindividualisierte Bevölkerungsstatistik mit naturgesetzlichem Deutungsanspruch geboren, deren kollektivistische

⁷ Ebenda.

Größe der Belgier von 18 bis 20 Jahren.

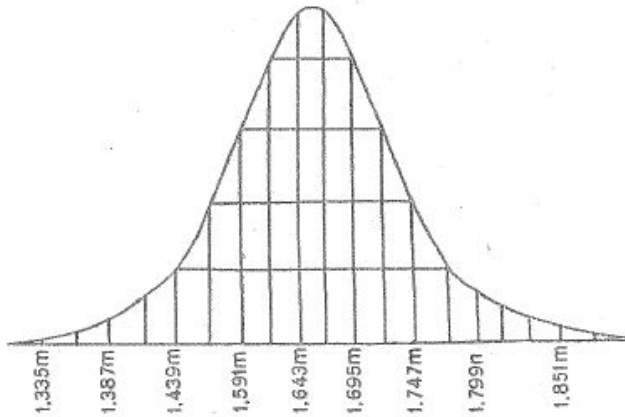


Abb. 3: Quetelet legte dieser Darstellung der „Größe der Belgier“ die Messungen von mehr als 900.000 Wehrpflichtigen über einen Zeitraum von 23 Jahren zugrunde. Sie unterstreicht seine These, dass sich natürliche Merkmale stets gesetzmäßig verteilen. Die normale Körpergröße entspreche dem Durchschnitt von 1,643 m. Adolphe Quetelet, Soziale Physik oder Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen. Bd. 1, Jena 1914, S. 68.

Perspektive den freien Willen des Einzelnen (etwa zum Suizid) komplett zum Verschwinden brachte und deshalb stark kritisiert wurde.⁸

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts institutionalisierten europäische Länder die Bevölkerungsstatistik im großen Stil – fast überall wurden nationale Statistische Bureaus eingesetzt, um die Bevölkerung, ihr Leben und Sterben, ihre Krankheiten und ihr Fortpflanzungsverhalten, ihre Konfession und ihre Kriminalität, ihren Besitz und ihr Steueraufkommen möglichst genau zahlenmäßig zu erfassen. Eng mit der Herausbildung des modernen Nationalstaates verknüpft, produzierte die Bevölkerungsstatistik damit erst eine beschreib- und fassbare „Bevölkerung“, also eine abstrakte Größe, die dem Gesamtbild des Staates entsprechen sollte. Sie suggerierte eine „Selbsterkenntnis des Staates“ und sollte sowohl den Zugriff auf die humanen Ressourcen sicherstellen (z.B. Militär, Steuern) als auch staatliche Lenkung möglich machen (z.B. Wirtschafts-, Gesundheitspolitik). Gerne gesehen wurde auch der internationale Vergleich: Bevölkerungsstatistiker arbeiteten schon früh über alle Ländergrenzen hinweg zusammen, um Zahlen zu vergleichen und Methoden auszutauschen. Anthropometrische

⁸ Adolphe Quetelet, Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou Essai de physique sociale, 2 Bde., Paris 1935 (dt.: Über den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten oder Essay über Soziale Physik, 1838).

Daten von Rekruten boten dabei die Möglichkeit eines unblutigen Kräftemessens: Der von Quetelet angegebene durchschnittliche Brustumfang schottischer Soldaten differierte um einiges von dem der Belgier, und im Deutschen Kaiserreich erwies sich der durchschnittliche badische Rekrut als kleiner als sein norddeutsches Pendant. Die Zahlen standen also nie wertfrei nebeneinander, sondern luden zu Interpretation und normierenden Ableitungen ein.⁹

Spätestens seit Quetelets Idee, im 19. Jahrhundert europaweit aufgegriffen, dass der „mittlere Mensch“, durch Messung und Durchschnittsbildung genau in Zahlen bestimmbar, der Norm entspräche, konkurrierten also zwei verschiedene Auffassungen des „Normalen“ miteinander: zum einen das Normale als idealer Zustand im ursprünglichen Wortsinn der Richtschnur (lat. *norma*), zum anderen das Normale als metrisch feststellbarer Durchschnitt. Quetelets Begriffserweiterung um eine streng statistische Definition des Normalen aus den 1830er Jahren brachte somit die Voraussetzung dafür, dass die zahlenmäßige Erfassung der Norm ihre später überragende Bedeutung erlangen konnte, wie sie die Beispiele Geigel und Rautmann für das frühe 20. Jahrhundert zeigten.

Arzt, Patient und die gemessene Norm im 19. Jahrhundert

Obwohl Quetelet eine statistische Betrachtungsweise auch für die Medizin empfahl, blieben Ärzte lange zögerlich und arbeiteten in Deutschland bis ins 20. Jahrhundert hinein nur in sehr spezifischen Kontexten mit statistischen Methoden. Sowohl der kollektivistische Blick der Statistik als auch das Messen als Grundmethode und die Idee einer Durchschnittsnorm widersprachen lange grundlegenden Konzepten medizinischer Theorie und ärztlicher Praxis.

Traditionell war das Verhältnis zwischen Arzt und Patient*in als individuelle Zweierbeziehung angelegt. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein kam der Arzt normalerweise zu seinen Patient*innen nach Hause. Er behandelte sie in ihrem jeweils spezifischen sozialen Kontext und erhielt ein individuelles Honorar. Das vormoderne Körperkonzept, die Humoralpathologie,

⁹ Zur Geschichte der Bevölkerungsstatistik siehe etwa Stefan Haas, Michael C. Schneider und Nicolas Bilo (Hrsg.), *Die Zählung der Welt. Kulturgeschichte der Statistik vom 18. bis 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2019. Die Einleitung bietet einen Überblick über den Forschungsstand und die relevante Literatur.

legte zudem Wert auf die individuelle Konstitution des Menschen, die durch angeborene Faktoren wie Geschlecht oder Temperament, aber vor allem durch Elemente der Lebensführung bestimmt war: Nahrungsaufnahme, Bewegung, Schlaf, Ausscheidungen, Eigenschaften der Atemluft sowie auch das Gefühlsleben (die sogenannten *res non naturales*). Zudem sah diese Anschauung den Körper fortwährender Veränderung unterworfen und damit als stets im Fluss. Kein Mensch war damit gleich dem anderen, niemand war auf dieselbe Art und Weise krank. Der Vergleich zwischen verschiedenen Patienten entbehrte damit der Grundlage.

Außerdem arbeitete der Arzt bis ins 19. Jahrhundert hinein kaum mit Messgrößen. Die Humoralpathologie verlangte, dass der Arzt bei seinem Krankenbesuch die komplexen und vieldeutigen Zeichen am Körper der Patient*in interpretierte. Dafür hörte er den Patient*innen zu, wie sie über ihre Körper Auskunft gaben, fragte nach Krankengeschichte und Lebensführung und nahm gegebenenfalls eine klinische Untersuchung vor. Alle Zeichen wurden qualitativ eingeordnet, Messinstrumente waren unüblich – und somit die heute in der Medizin ubiquitären „Normalwerte“ gänzlich unbekannt.

Diese traditionelle ärztliche Praxis mit ihrem individuellen Blick wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts durch mehrere radikale Entwicklungen umgewälzt, die das soziale Verhältnis zwischen Arzt und Patient*in nachhaltig veränderten. Um 1800 verbreitete sich das Krankenhaus als ein neuer Ort ärztlicher Tätigkeit. Hier lagen (meist bedürftige) Patient*innen mit ähnlichen Symptomen in einem Krankensaal nebeneinander – aus ihrem individuellen sozialen Lebenskontext herausgerissen und in ein Forschungstableau verbracht, in dem sie verschiedene Fälle derselben Krankheit repräsentierten. Das Krankenhaus diente zunächst weniger der Krankenversorgung als dem ärztlichen Erkenntnisgewinn, denn es ermöglichte den Blick auf Krankheiten statt Individuen und vor allem die Kopplung des Befundes am lebenden Patienten mit dem *post mortem* an dessen Leiche. Diese vorher nicht dagewesenen Möglichkeiten zur reihenhaften und vergleichenden Forschung machten das Krankenhaus zu einem (bis heute) anhaltenden Erfolgsmodell, das sich im 19. Jahrhundert schnell durchsetzte; so wurde die erste Klinik der Universität Erlangen im Jahr 1824 eröffnet.

Zum Zweiten richtete sich die Medizin im Laufe des 19. Jahrhunderts an naturwissenschaftlichen Methoden aus, als Leitdisziplin wirkte dabei ab Mitte des 19. Jahrhunderts die Physiologie. Diese vertrat allerdings einen Begriff von Norm als physiologischem Optimum, in dem der Körper perfekt

funktionierte. Quetelet und seine Idee einer Durchschnittsnorm, die auch noch mit dem Schönen gleichzusetzen sei, lehnten Physiologen hingegen strikt ab, widersprach sie doch ihrer Grundfrage nach exakt determinierbaren Wirkzusammenhängen im menschlichen Körper. Besonders abfällig äußerte sich der französische Physiologe Claude Bernard (1813–1878) über das Durchschnittskonzept. So habe ein Kollege den Höhepunkt an Absurdität erreicht, „der den Harn aus einem Abort eines Bahnhofs sammelte, wo Leute aller Nationen reisten, und glaubte, so eine Analyse des europäischen Durchschnitts-Harns geben zu können“ – dabei sei doch allgemein bekannt, dass sich der Harn eines Menschen mit Tageszeit und Nahrungsaufnahme ändere, so dass ein „Durchschnitts-Harn“ völlig aussagelos sei.¹⁰

Arbeitete die Physiologie weitgehend mit einem idealen Normbegriff, machten zeitgleich messende Verfahren die Idee einer Durchschnittsnorm stark. Da das Experiment, der Königsweg des naturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinns, nicht in allen medizinischen Feldern einsetzbar ist, rückte in diesen Bereichen alternativ die Erfassung des Forschungsgegenstandes in Maß und Zahl in den Vordergrund. Messgeräte wurden entwickelt, die wiederum Zahlen produzierten, deren Aussagekraft erst durch tausendfache Messreihen ergründet werden musste. So wurden die ersten Fieberthermometer Mitte des 19. Jahrhunderts am Kranken eingesetzt; ihre Aussagen mussten durch aufwendige Testmessungen erst interpretierbar gemacht werden. Die Geräte waren zu diesem Zeitpunkt noch sehr groß und ein Messvorgang dauerte unter Umständen etwa eine halbe Stunde – diese Grundlagenforschung verlangte Krankenhauspatient*innen also einiges ab. Aus Millionen von Einzelmessungen wurde dann die „Normaltemperatur“ rechnerisch abgeleitet. Zuvor war die Körpertemperatur subjektiv und qualitativ beschrieben worden.¹¹ Die Blutdruckmessung durchlief denselben Ablauf von Instrumententwicklung über Testmessungen bis zur Normierung erst Anfang des 20. Jahrhunderts.¹²

Prinzipiell brachten solche Messverfahren am Patientenkörper mit sich, dass nun Befunde „objektiv“ festgestellt werden konnten und das ausführliche Gespräch mit den Patient*innen zu großen Teilen ersetzen: Den Zahlen wurde gegenüber dem subjektiven Empfinden der Patient*in und der qualitativen Beurteilung der Vorzug gegeben – der Arzt entlockte dem

¹⁰ Claude Bernard, Einführung in das Studium der experimentellen Medizin (Paris 1865), Leipzig 1961, S. 192 (dt. Übersetzung, Original: Introduction à l'étude de la médecine expérimentale, 1865).

¹¹ Hess, Messen und Zählen (wie Anm. 1).

¹² Fangerau und Martin (wie Anm. 1).

kranken Körper seine „Wahrheit“ nun im Rahmen des naturwissenschaftlichen Medizinparadigmas.

Zum Dritten veränderte die Einführung der Sozialversicherungen im Deutschen Kaiserreich ab 1884 entscheidend das Arzt-Patienten-Verhältnis sowie den Blick auf die Patient*innen als Kollektiv. Die pflichtversicherten Arbeiterfamilien kamen nun nicht mehr als zahlende Klienten zum behandelnden Arzt, der von der Versicherung bezahlt wurde, und beklagten häufig, dass der Arzt nicht ihren Interessen diene, sondern den finanziellen Ansprüchen der Kasse. Für die Patient*innen war das ärztliche Urteil in vielen Fällen lebensentscheidend, etwa wenn das Gutachten des Arztes über Rentenansprüche nach einem Arbeitsunfall entschied oder, als alltägliches Beispiel, über die Krankschreibung mit Krankengeld. Medizinische Zeitschriften diskutierten Ende des 19. Jahrhunderts häufig, wie der Arzt Simulant*innen entlarven könne; gleichzeitig fühlten sich die Versicherungsärzte durch die Krankenkassen gegängelt und in ihrer freien Berufsausübung behindert. Das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient*in wurde unter diesen Voraussetzungen stark in Frage gestellt, was wiederum eine messende, „objektive“ Diagnostik beförderte.

Vor allem aber etablierten die Krankenkassen als große gesellschaftlich-ökonomische Akteure einen statistischen Blick auf das Kollektiv ihrer Versicherten, da sie die Wirtschaftlichkeit ihrer medizinischen Versorgung sicherstellen mussten. Auch private Anbieter, die etwa Lebensversicherungen verkauften, trugen dazu bei, dass sich die medizinische Versicherungsstatistik professionalisierte. Hier, im direkten Anwendungsbezug, wurden also bereits mathematisch-statistische Methoden entwickelt, um den Körper- und Gesundheitszustand von Menschen mit Zahlen zu beurteilen, lange bevor diese Art des Erkenntnisgewinns Eingang in die medizinische Grundlagenforschung fand.

Kurz nach 1900 hatten sich damit das Messen und Zählen in medizinischer Forschung und ärztlicher Praxis fest etabliert. Der Patientenkörper war weitgehend seiner individuellen Eigenheiten und seines Lebenskontextes entkleidet worden, da man diese Faktoren schwer nur naturwissenschaftlich messbar machen konnte. Hierzu trug insbesondere auch die Bakteriologie als dominante medizinische Forschungsdisziplin der Zeit bei, die auf von außen kommende Krankheitserreger fokussierte. Gleichzeitig wurden Patient*innen in der sozialen wie forschenden Praxis vermehrt als Kollektiv betrachtet, was die Voraussetzung dafür bildete, dass man begann, sich Fragen nach dem „Durchschnitt“ und dem „Normalen“ zu stellen.

Weltkrieg und Konstitutionslehre

Zwei Einflüsse begünstigten Anfang des 20. Jahrhunderts die medizinische Auseinandersetzung mit der Normfrage: zum einen die Entwicklung einer neuen Forschungsbewegung, zum anderen die nie dagewesenen Möglichkeiten zur Reihenforschung, die der Erste Weltkrieg bot.

Die Konstitutionslehre als interdisziplinäre Forschungsbewegung formierte sich nach 1900 in Abgrenzung zur als privilegiert wahrgenommenen Bakteriologie. Nicht alle medizinischen Fächer konnten an deren Aufschwung teilnehmen und versuchten ab etwa 1910, sich in einem breiten Schulterschluss über die medizinischen Fächergrenzen hinweg mit einem innovativen Forschungsthema zu positionieren: Statt äußere Einflüsse der Krankheitsentstehung wie Bakterien sollten Faktoren im und am Patientenkörper selbst erforscht werden. Wie beeinflusst die spezifische Körperverfassung des Patienten („Konstitution“) dessen Krankheitsanfälligkeit, aber auch Krankheitsverläufe? Gibt es angeborene Krankheitsdispositionen? Wie lassen sich solche Dispositionen vor Ausbruch der Krankheit feststellen? Damit war die moderne Konstitutionslehre geboren und blieb bis Ende der 1920er Jahre eine dominante Strömung in der deutschsprachigen medizinischen Forschung.¹³

Praktisch suchte die Konstitutionslehre nach sogenannten Konstitutionsanomalien am Patientenkörper – spezifischen Zeichen für gewisse Krankheitsanfälligkeiten. Doch für die Abgrenzung von Anomalien musste erst einmal das Normale als Vergleichsbasis etabliert sein, was die frühe Konstitutionslehre vor ein grundsätzliches Problem stellte und die ersten Schritte ihrer Forschung vorgab: Zunächst musste der normale Körper näher bestimmt werden, um „eine gesicherte Unterlage für die Konstitutionslehre zu schaffen“¹⁴.

Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: In der Anfangszeit der Konstitutionslehre wurde eine These des österreichischen Gerichtsmediziners Arnold Paltauf (1860–1893) intensiv diskutiert, die einen vergrößerten

¹³ Dazu siehe Nadine Metzger, „Auf strengster wissenschaftlicher Grundlage“. Die Etablierungsphase der modernen Konstitutionslehre 1911 bis 1921. *Medizinhistorisches Journal* 51 (2016), S. 209–245.

¹⁴ Ludwig Aschoff, Über die Aufgaben der Kriegspathologie, in: Kriegspathologische Tagung in Berlin am 26. und 27. April 1916, Jena 1916, S. 3. Zur Suche nach dem „normalen“ Körper siehe auch Metzger, „Prächtiges Menschenmaterial“ (wie Anm. 1).

Thymus mit plötzlichem Tod in Verbindung brachte.¹⁵ Paltauf hatte bei der Leichensektion nach ungeklärter Todesursache beobachtet, dass in vielen Fällen diese Drüse übermäßig groß sei. Nicht nur die Funktion des Thymus war zu diesem Zeitpunkt noch komplett unklar, sondern auch seine bis ins Erwachsenenalter stark abnehmende Größe.¹⁶ Allgemein waren innere Organe erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts genau vermessen und gewogen worden, doch stammten die zur Verfügung stehenden Leichen meist von krank verstorbenen Menschen, so dass oft unklar war, welche Veränderungen durch die Krankheit bedingt waren und welche gesundhaft. Zwar erkannte Paltauf dieses Problem, aber die These von einer besonderen Konstitutionsanomalie, dem *Status thymico-lymphaticus*, war geboren und zunächst nicht wieder aus der Welt zu schaffen: Neben plötzlichem Tod wurden in der Folgezeit auch die Neigung zu Suizid sowie diverse Krankheiten mit einem vergrößerten Thymus in Verbindung gebracht.

Doch was genau hieß „vergrößert“? Erst der Weltkrieg verschaffte den Konstitutionspathologen die Möglichkeit, durch die Sektion tausender Kriegstoter eine solide Datengrundlage zur „normalen“ Thymusgröße eines Gesunden aufzubauen. Wie viele medizinische Disziplinen entdeckte auch die Pathologie das „Experimentierfeld des Krieges“, um sich leichten Zugang zu „prächtige[m] Menschenmaterial“ zu verschaffen,¹⁷ denn:

„Wird sich doch nie wieder die Gelegenheit bieten, gesunde oder anscheinend gesunde Jünglinge und Männer im Alter von 18 bis 45 Jahren in so großen Vergleichsziffern auf das normale Verhalten der Organe ... hin untersuchen zu können.“¹⁸

Dazu sollten an allen Fronten Kriegsprosekturen eingerichtet und mit Universitätsmedizinern besetzt werden, sowie die Sektionsprotokolle einheitlich aufgebaut und an zentraler Stelle zur wissenschaftlichen Auswertung gesammelt werden. Die Dimensionen der Kriegspathologie waren gewaltig, lagen doch am Ende des Krieges etwa 70.000 Sektionsprotokolle und über

¹⁵ Arnold Paltauf, Über die Beziehung der Thymus zum plötzlichen Tod. Wiener Klinische Wochenschrift 2 (1889), S. 877–881, und 3 (1890), S. 172–175.

¹⁶ Die vorne in der Mitte des Brustkorbs befindliche Thymus-Drüse (Bries) spielt eine wichtige Rolle für den Aufbau des Immunsystems von Kindern. Sie ist deshalb im Kindesalter im Verhältnis zum Körper besonders groß und wird dann im Laufe des Lebens immer kleiner.

¹⁷ Robert Rössle, Allgemeine Pathologie und Pathologische Anatomie. Bedeutung und Ergebnisse der Kriegspathologie. Jahreskurse für ärztliche Fortbildung 10 (1919), S. 15–46, hier S. 19.

¹⁸ Ludwig Aschoff, Vorwort. In: Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege 1914/18. Band 8: Pathologische Anatomie, hrsg. v. demselben, Leipzig 1921, S. vi.

6.000 Präparate vor. Gefragt wurden die nach ihrem Tode seziierten Soldaten vorher nicht, ihre Körper galten als frei verfügbares Forschungsmaterial.¹⁹

Eine der untersuchten Fragen war die nach der „normalen“ Thymusgröße eines Gesunden. Der junge Pathologe Hermann Groll (1888–1947) vermaß das Lymphsystem von Kriegsgefallenen in über 2.000 Sektionen mit dem Ergebnis, dass die Größe des Thymus mit dem Alter abnehme. Damit waren Paltaufs These und die Konstitutionsanomalie des *Status thymico-lymphaticus* entkräftet, denn Paltauf hatte sein Material hauptsächlich an jungen Menschen gewonnen.

Doch auch Konstitutionsforscher anderer medizinischer Fächer widmeten sich „jene[r] große[n] Aufgabe ... , nämlich eine gesicherte Unterlage für die Konstitutionslehre zu schaffen“²⁰: Insbesondere Internisten versuchten bei Musterungen, Daten über den normalen äußeren Körperbau zu gewinnen, wie dies die oben eingeführten Robert Geigel und Hermann Rautmann taten. Populär waren zu diesem Zweck Körperbau-Indices, also mathematische Formeln, die einige Körpermaße miteinander in Beziehung setzten, um den normalen oder anomalen Körperbau in einer einzigen Zahl fassbar zu machen (vergleichbar dem heutigen Body-Mass-Index). Diese Indices konnten eine solche Komplexität annehmen, dass selbst dem Verfasser nicht mehr auffiel, dass sich Zähler und Nenner seiner Formel komplett miteinander herauskürzten. Jeder beliebige vermessene Soldat konnte somit die in der Zahl „1,0“ ausgedrückte Normalität erreichen.²¹

Ebenfalls verbreitet war der Versuch, verschiedene Körpertypen voneinander abzugrenzen, die jeweils ihre eigene Normalität hatten, aber denen auch ihre jeweils eigenen Krankheitsanfälligkeiten zugeordnet werden sollten. So definierte der Berliner Internist Theodor Brugsch (1878–1963) im Jahr 1917 mehrere Körpertypen, nachdem er über 1.500 Soldaten bei Musterungen vermessen hatte: die Klein-, Mittel- und Hochwüchsigen sowie die Eng-, Mittel- und Weitbrüstigen.²² Heute noch bekannt ist das

¹⁹ Zur Kriegspathologie siehe Cay-Rüdiger [Livia] Prüll, Die Sektion als letzter Dienst am Vaterland. Die deutsche „Kriegspathologie“ im Ersten Weltkrieg. In: Die Medizin und der Erste Weltkrieg, hrsg. v. Wolfgang U. Eckart u. Christoph Gradmann, Pfaffenweiler 1996, S. 155–182.

²⁰ Aschoff (wie oben Anm. 14), S. 3.

²¹ Oskar de la Camp, Beitrag zu konstitutionellen Mittelwerten. Berliner Klinische Wochenschrift 55 (1918), S. 515–517. Zu den Indices siehe auch Hartmann (wie Anm. 2), S. 132–139.

²² Theodor Brugsch, Masse und Proportionen zur Charakterisierung des Individuums in seinem Habitus. Zeitschrift für experimentelle Pathologie und Therapie 19 (1917), S. 1–15.

Habitus-System des Psychiaters Ernst Kretschmer (1888–1964), der in einen athletischen, pyknischen und leptosomen Körpertyp einteilte und diese mit der Neigung zu bestimmten psychiatrischen Krankheitsbildern verknüpfte.²³ Besonders viel wurde zu körperlichen Zeichen geforscht, die angeblich auf eine Neigung zur damaligen Volkskrankheit Tuberkulose hindeuteten. Schmalen, mageren Menschen wurde dabei in fast jedem Körpertypen-System eine solche Anfälligkeit zugesprochen, aber auch bei gewissen Eigenheiten des Brustkorbes oder der Rippen.

Brachte der Krieg die Gelegenheit zu intensiver und großangelegter Forschung zur Frage nach dem Normkörper, so stellte sich bald heraus, dass Antworten nicht so leicht zu bekommen waren wie zunächst erwartet. Insbesondere bei anthropometrischen Reihenmessungen während der Musterung unterschieden sich die Messmethoden und die Auswahl der in die Zahlen einfließenden Individuen so stark, dass die Studien untereinander nicht vergleichbar und damit weitgehend wertlos waren. Manche Konstitutionsforscher gaben nur reine Durchschnittswerte an (wie etwa Geigel), während andere schon die Variabilität in der Merkmalsausprägung untersuchten (Rautmann). Die Vorstellungen, was unter einer körperlichen Norm zu verstehen sei, differierten ebenfalls stark zwischen einem idealen Normbegriff, einer Durchschnittsnorm und einem Normbereich (vgl. Geigel und Rautmann). Angesichts dieser Schwierigkeiten war dann Anfang der 1920er Jahre klar, dass zunächst prinzipiell der Normbegriff geklärt werden musste, bevor man weiter daranging, eine normale Konstitution festzusetzen und Maße für den Normkörper zu definieren.

Verschiedene Normbegriffe – Debatte der 1920er Jahre

Auf die großangelegte, aber oft wenig reflektierte Datensammlung während des Weltkrieges folgte deshalb ab 1921 eine intensive theoretische Debatte um den Normbegriff. Was ist unter „Norm“ zu verstehen? Was ist gesund, was ist krank? Diese Debatte wurde hauptsächlich von Ärzten geführt und etablierte die Grundpfeiler der medizinischen Normdiskussion, wie sie bis heute gültig sind.

²³ Ernst Kretschmer, *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten*, Berlin 1921.

Den Ausgangspunkt bildeten die beiden bereits vorgestellten Definitionen der Norm einerseits als normatives Ideal (ursprüngliche Wortbedeutung, Physiologie, Geigel), andererseits als messend festzustellenden Durchschnitt (Kant, Quetelet). Erschwerend kam hinzu, dass beide dieser Betrachtungsweisen ihr Normales als das Wünschenswerte positiv besetzten oder gar ästhetisch als „das Schöne“ bewerteten.

Für die Praxis hingegen waren beide Definitionen zu eng. Kaum jemand konnte einem Ideal entsprechen, und auch der perfekt durchschnittliche Mensch was kaum zu finden – schon Quetelet hatte vom „mittleren Menschen“ als einem nicht in der Natur zu findenden Konstrukt gesprochen. Gleichzeitig mehrten sich die gesellschaftspolitischen Anforderungen an Ärzte, als Sachverständige für Krankheit und Gesundheit klare Grenzen zu ziehen: Wer hatte als kriegsversehrt zu gelten, wer nicht? Wer bekam Invalidenrente, wer nicht? Bei Sozialversicherungen wie Renten ging es um viel Geld, und die Ärzte als Gutachter waren gezwungen, eindeutige und nachvollziehbare Entscheidungen zu fällen. In diesem Kontext boten sich Zahlen in ihrer vorgeblichen Eindeutigkeit besonders an – Grenzwerte sollten nun zwischen normal und anomal scheiden. Das Normale verteilte sich damit in einem *Normbereich* und man erhoffte sich von der mathematischen Statistik eine rationale Herleitung der Grenzen, wie dies Hermann Rautmann versucht hatte. Doch die Statistik konnte die Frage nicht alleine lösen, wie die disparaten statistisch hergeleiteten Prozentangaben für den Normbereich nur der Jahre 1921 und 1922 zeigen: Sie differierten von Rautmanns 68,3 Prozent bis zu 95,5 Prozent der Population. Normwerte können letzten Endes nur durch eine Übereinkunft aller beteiligten Anwender festgesetzt werden.

Die Fassung eines Normbereichs in Zahlen ist zudem immer davon abhängig, welche Werte in die statistische Auswertung eingeflossen sind. Wenn diese an „Gesunden“ erhoben wurden, so stand vorher das Urteil eines oder mehrerer Ärzte, wer dazu zählt und wer nicht. Zudem wurde Anfang der 1920er Jahre bereits problematisiert, wie eine repräsentative Gruppe zu erhalten war. Kritische Diskussionsteilnehmer warfen Rautmann vor, bei seinen Zahlen handle es sich nicht um die Werte für einen „jungen Deutschen“, sondern für einen „jungen Flieger“. Zahlen suggerieren Exaktheit, denn die eigentlich entscheidenden Modi ihrer Gewinnung sind aus ihnen unsichtbar.

Diese methodischen Probleme konnte der Internist Louis R. Grote mit seinem Definitionsvorschlag komplett umgehen: Er sprach sich für eine

persönliche Norm jedes einzelnen Menschen aus. Als anomal oder krank hatte dabei all das zu gelten, was von dem persönlichen Normzustand abweiche, in dem der Körper besonders gut funktioniere.²⁴ Vergleiche zwischen Patienten sind damit nicht nötig, aber auch nicht mehr möglich, so dass der Vorschlag sehr kontrovers diskutiert wurde. Trotzdem hielt er sich noch sehr lange im ärztlichen Diskurs, denn er betonte sowohl das subjektive Urteil des Arztes als Fachmann als auch das individuelle Arzt-Patienten-Verhältnis, beides hochoberwünschte Idealbilder klinischer Medizin.

Die Folgen der Einordnung als normal oder anomal, gesund oder krank für die eigentlich Betroffenen, die Patient*innen, wurden in diesem ärztlich dominierten Diskurs hingegen kaum thematisiert. Die Grenzziehung entschied nicht nur über die bereits genannten finanziellen Versorgungsansprüche, sondern brachte auch gesellschaftliche Bewertung mit sich: Krankheit konnte legitime Entschuldigung für mangelnde Leistungsfähigkeit bedeuten, oder aber zu Stigmatisierung und Ausgrenzung führen, wie dies insbesondere bei Geschlechts- und psychischen Krankheiten der Fall war. „Normal“ oder „krank“ beinhalten damit immer ein Werturteil, schrieb der Psychiater und Philosoph Karl Jaspers (1883–1969) im Jahr 1920, der allerdings nur vereinzelt im Normdiskurs der 1920er Jahre zitiert wurde.

Tatsächlich kann die Bedeutung, die eine ärztliche Einordnung als „anomal“ oder „krank“ für den Einzelnen im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts hatte, nicht hoch genug geschätzt werden: Der Schritt zur Verbindung mit den Kategorien „wert“ und „unwert“ war ein kleiner. Bereits in den 1920er Jahren diskutierten Eugeniker, welche Personen sich fortpflanzen sollten und welche besser nicht, 1933 wurde dann das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ verabschiedet, das Menschen zur Sterilisation zwang. Im weiteren Verlauf des NS-Regimes entschied ärztliche Grenzziehung bekanntermaßen in verschiedenen Kontexten zwischen Leben und Tod.

Jaspers schloss seine Abhandlung zum Thema mit folgenden Worten, die in einem programmatischen letzten Wort kulminierten:

„Die allgemeine Frage: „Ist das krank?“ [wird] unendlich oft gestellt, um die verneinende Antwort als eine Beruhigung, die bejahende als eine moralische

²⁴ Louis R. Grote, Grundlagen ärztlicher Betrachtung. Einführung in begriffliche und konstitutionspathologische Fragen der Klinik für Studierende und Ärzte. Berlin 1921, S. 7–12.

Entschuldigung zu verwerten oder um einen Wert herabzusetzen, alles mit gleichem Unrecht.“²⁵

Damit wies Jaspers weitsichtig schon auf die sozialen Folgen des Normbegriffs, wie sie erst fünfzig Jahre später durch Michel Foucault (1926–1984) und andere ausführlich problematisiert werden sollten: Der Gedanke einer Norm führt zu Normalisierung, dem Bedürfnis oder auch Zwang, Dinge oder Menschen „normal“ zu machen.²⁶

Fazit

Die Definition des Normalen in der Medizin ist keine wissenschaftlich-objektive Übung, sondern ist eng in einen gesellschaftlich-sozialen Kontext eingebettet. So ließ sich zeigen, dass der Begriff der Norm in der vormodernen Medizin unbekannt war und erst spezifische ideengeschichtliche und gesellschaftlich-soziale Faktoren im Verlauf des 19. Jahrhundert die Voraussetzungen dafür schufen, dass das Normale in der Medizin ein Thema werden konnte: Ein verändertes Körperkonzept und ein verändertes Arzt-Patienten-Verhältnis, Messen und Zählen als neue Forschungsmethoden der naturwissenschaftlichen Medizin sowie neue Anforderungen und Betrachtungsweisen durch Sozialversicherungen und Krankenkassen etablierten sowohl den vergleichenden Blick auf ein Patientenkollektiv als auch die Notwendigkeit von klaren Grenzziehungen zwischen krank und normal.

Während des Ersten Weltkrieges verknüpfte sich die Frage nach dem normalen Körper, gerade erst aufgeworfen durch die noch junge Konstitutionslehre, mit den zuvor unvorstellbaren Möglichkeiten, die der Krieg der medizinischen Forschung für Reihenuntersuchungen an weitestgehend gesunden Soldaten bot. Nicht immer brachten die im Krieg gesammelten riesigen Datenmengen tatsächlich neue Erkenntnisse zum Normkörper, wie dies beim Beispiel der Thymusgröße der Fall war, gerade bei anthropometrischen Untersuchungen bei Musterungen waren die angehäuften Daten häufig nicht verwertbar. Doch führten all diese Versuche, den Normkörper an Soldaten in Maß und Zahl zu fassen, zur Problematisierung des Normbegriffs nach Ende des Krieges und damit zur differenzierten theoretischen

²⁵ Karl Jaspers, *Allgemeine Psychopathologie*. 2. Aufl. Berlin 1920, S. 8.

²⁶ Dazu siehe etwa Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. 2. Aufl. Wiesbaden 1998.

Debatte um das Wesen der Norm, wie sie in den 1920er Jahren geführt wurde.

Nicht nur die in dieser Debatte ausformulierten Positionen sind noch heute bedeutsam, auch die Frage nach dem Normalen allgemein, samt seiner normativen und normalisierenden Eigenschaften. Ein „Kanon“ des idealen jungen Mannes, wie ihn der Internist Robert Geigel für den Fliegerrekruuten aufstellte, mag heute lächerlich und naiv wirken, seine politischen und ideologischen Hintergründe plakativ offensichtlich (vgl. Abb. 4). Doch ist die Aufstellung solcher Idealbilder keineswegs ein Phänomen der Vergangenheit, sondern durchzieht ebenso unsere Gegenwart. Die Gedanken von „Norm“ und dem „Normalen“ sind noch genauso wirkmächtig vorhanden wie vor hundert Jahren, liegen aber gleichzeitig auch für kritische Problematisierung offen, wie wir dies auf dem Atzelsberg im Juni 2019 getan haben.



Abb. 4: Diese ernstnational konnotierte Postkarte „Gruss von der Musterung“ präsentiert links vorne das Idealbild eines jungen Soldaten, während sie im Hintergrund die Musterung als den Ort zeigt, an dem dieser „gemacht“ wurde: Die am Tisch sitzende Musterungskommission entscheidet über die Tauglichkeit, maßgeblich dafür ist die Vermessung und die Untersuchung des nackten Körpers durch den Militärarzt. Ansichtskarte „Infanterie. Gruss von der Musterung“, verschickt am 25. August 1912. Quelle: Historische Bildpostkarten – Universität Osnabrück – Sammlung Prof. Dr. Sabine Giesbrecht, www.bildpostkarten.uos.de

Weiterführende Literatur

- Heiner Fangerau und Michael Martin, Blutdruck messen. Die „Technikalisierung“ der Kreislaufdiagnostik. In: Herzblut. Geschichte und Zukunft der Medizintechnik, hrsg. v. Alexander Sigelen und Wolf-Diether Burak, Darmstadt 2014, S. 74–92.
- Heinrich Hartmann, Der Volkskörper bei der Musterung. Militärstatistik und Demographie in Europa vor dem ersten Weltkrieg, Göttingen 2011.
- Volker Hess, Messen und Zählen. Die Herstellung des normalen Menschen als Maß der Gesundheit. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 22 (1999), 266–280.
- Nadine Metzger, Der Internist, Konstitutionspathologe und Sportmediziner Hermann Rautmann (1885–1956). In: Sudhoffs Archiv 104 (2020), 32–70.
- Nadine Metzger, „Prächtiges Menschenmaterial“. Anthropometrische Konstitutionsforschung auf der Suche nach dem statistischen Normalkörper (1914–1922). In: NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 28 (2020), S. 35–68.
- Cay-Rüdiger [Livia] Prüll, Die Sektion als letzter Dienst am Vaterland. Die deutsche „Kriegspathologie“ im Ersten Weltkrieg. In: Die Medizin und der Erste Weltkrieg, hrsg. v. Wolfgang U. Eckart u. Christoph Gradmann, Pfaffenweiler 1996, S. 155–182.

Jenseits der Norm – Vier Beispiele anstößiger Kunst

HANS DICKEL

In diesem Beitrag zum Thema Normalität soll es nicht um normale Kunst gehen. Normale Kunst möchte eigentlich niemand sehen, oder anders gesagt, sie wird meistens übersehen. Das sind die Bilder, die in Wartezimmern oder Hotels hängen und kaum je weiter auffallen. Kunst dagegen ist immer das Besondere, sie soll, wie es Pablo Picasso einmal gesagt hat, „den Staub des Alltags von der Seele wischen.“ Die normalen Bilder, die uns nicht weiter auffallen, sie füllen die Magazine der Galerien und Museen, mehr als diesen lieb ist. Kunst im engeren Sinne ist daher zu unterscheiden von bloßer Gebrauchskunst, sie ist die Ausnahme, sie ist selten, nur wenigen Kunstwerken gelingt es, in diesem Sinne „den Staub des Alltags von der Seele“ zu wischen.

Und das ist im Grunde schon seit über 300 Jahren so. Nachdem die französischen Hofmaler mit der Ausstattung von Schloss Versailles im Wesentlichen fertig waren, gab es plötzlich ein Überangebot auf dem Pariser Kunstmarkt und das führte zu den sogenannten Salon-Ausstellungen im Louvre. Hier trennte sich die Spreu vom Weizen und alles Normale, nicht Außergewöhnliche, verschwand in den Magazinen oder langfristig auf dem Sperrmüll. Seitdem ist das Besondere, das „je ne sais quoi“, wie die Franzosen sagen, Merkmal von Kunst. Sie soll uns verblüffen, unterhalten, aber auch den Horizont erweitern, die Augen öffnen – einen „Anstoß“ geben.

So ist mittlerweile in der modernen Kunst die Normverletzung selbst zur Norm geworden. Anders erzielt Kunst kaum noch Aufmerksamkeit, bleibt bloßer Wandschmuck. Bilder, die nur die Erwartungen des Publikums erfüllen, bezeichnet man als sogenannte Gebrauchsbilder. Sie fallen in den Hotellobbys oder Arztpraxen nicht weiter auf, haben eine vor allem dienende Funktion. Als Kunst dagegen sind in der Moderne Werke zu bezeichnen, die die Erwartungen verändern, die dem Publikum etwas Neues zumuten, die im negativen Sinn anstößig sind, aber eben im positiven Sinne auch etwas anstoßen können.

Wenn es also im Folgenden um Kunstwerke geht, die nicht den gesellschaftlichen Normen entsprochen haben oder heute nicht entsprechen, so entsprechen sie doch der Norm, die unter Fachleuten gilt. Für sie muss Kunst innovativ sein, wenn sie diesen Begriff für sich beansprucht. Das heißt, es ist immer beides zu berücksichtigen, der jeweilige Erwartungshorizont des Publikums, auf den die Kunstwerke gestoßen sind und den sie vielleicht verletzt haben, und die spezifisch innovative Leistung des Kunstwerks in seinem professionellen Kontext. Nur in dieser Spannung lässt sich verstehen, warum etwas für den breiten Geschmack als nicht normal galt, unter den Fachleuten hingegen als Kunst gilt.

Aida Bosch zeigt in ihrem Beitrag, dass die Pluralisierung der Normen im 20. Jahrhundert eine Folge sozialer Differenzierungen ist, und das gilt im Kunstbereich in nochmals zugespitzter Weise.

Als zweite Vorbemerkung ist zu erwähnen, dass die Kunst seit ihrer Entlassung aus allen Funktionen in der Kirche, am Hof oder in totalitären Staaten immer schon außerhalb der Gesellschaft stand und nicht deren ästhetischen Normen entsprach. In der bürgerlichen Gesellschaft ist sie nur in dieser Position sozialer und ästhetischer Freiheit glaubwürdig. Sie nimmt nunmehr eine Vorreiterrolle ein, für die ein Begriff aus der Sprache des Militärs entlehnt wurde: Avantgarde. Damit entspricht sie im Übrigen genau dem Innovationsdruck, der in der Wirtschaft auch gilt, und dem wir alle unterliegen, wenn wir in unserem Beruf erfolgreich sein wollen: Der New Yorker Galerist Seth Siegelau hat es sehr zutreffend formuliert „Art is to change what you expect from it“ (Seth Siegelau, 1968), „Kunst heißt, das zu verändern, was man von ihr erwartet.“ Man könnte also für die Kunst von einer Normalität des Nicht-Normalen sprechen, und im Grunde ist es in der Wirtschaft ja nicht anders. Wer heute einen VW-Käfer auf dem technischen Stand von 1960 auf den Markt brächte, würde nur ein müdes Lächeln ernten, allenfalls Nostalgiker werden ihn kaufen.

Auch die Kunst in der Moderne ist, in gleicher Weise wie wir alle, zur permanenten Innovation gezwungen. Dabei verändert sie den Erwartungshorizont des Publikums und verletzt unter Umständen gewisse Normen, stößt auf andere Vorstellungen von einer Kunst, die in erster Linie gefällig sein soll und sich den Erwartungen anpasst. Solche Kunstwerke bezeichnet man als Gebrauchskunst oder Kunstgewerbe.

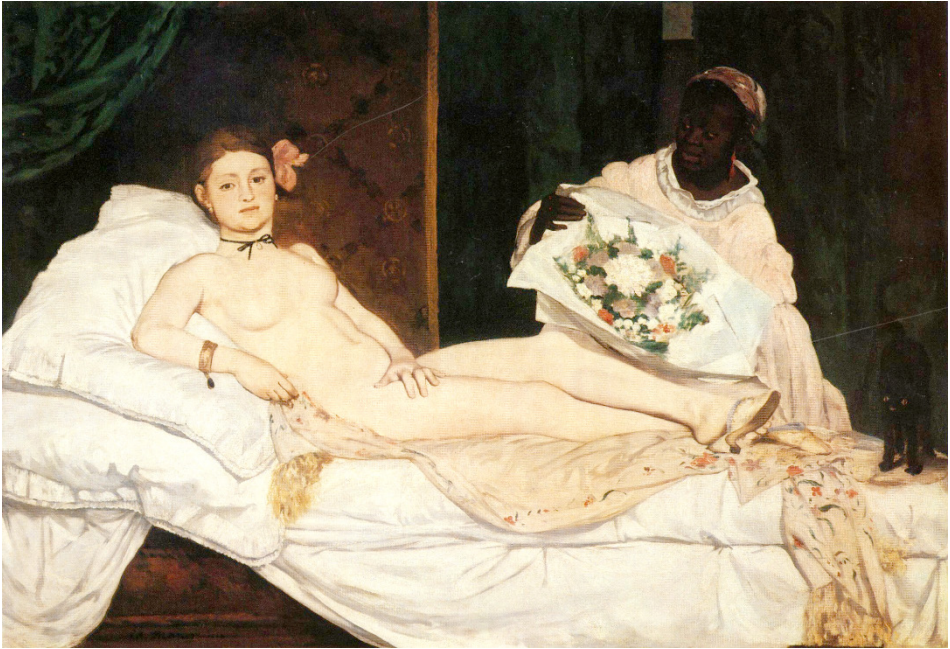


Abb. 1: Édouard Manet, Olympia, 1863, Öl auf Leinwand, 130 x 190 cm, Musée d'Orsay, Paris (aus: Kat. der Ausst. Paris 1983)

Scandale érotique

Als Édouard Manet sein Gemälde „Olympia“ (1863) (Abb. 1) beim Pariser Salon einreichte, war er wegen anderer Bilder bereits berüchtigt. Das Thema „Weiblicher Akt auf einer Liege“ gehört zu den beliebtesten der traditionellen Kunst und Manet hat sich bei der Komposition sogar direkt an einem berühmten Vorbild, Tizians „Venus von Urbino“ (1538), orientiert. Das Publikum war entsetzt, denn bei Manets Akt handelt es sich nicht um eine mythologisch verbrämte Darstellung eines nackten weiblichen Körpers, sondern ganz offensichtlich um eine Prostituierte.

Manet zeigt sie, gelehnt an aufgebauschte Kissen, in Erwartung eines neuen Kunden, jenes Mannes, der ihr über die schwarze Dienerin einen Blumenstrauß gebracht hat bzw. in Erwartung des Betrachters, auf den sie selbstbewusst ihren Blick richtet. Die Tatsache, dass sie ihre seidenen Pantoffel noch trägt, ein schmückendes Halsband und eine Kamelienblüte im Haar, zeigt, dass sie entkleidet daliegt, nicht idealisch nackt wie die Venus von Tizian. Und wie eine Venus oft einen Hund als Zeichen der Treue bei

sich führt, steht neben Olympia eine Katze mit aufgerichtetem Schwanz als Zeichen für ihre Promiskuität. Ihre Körperformen sind weniger weich und geschmeidig als jene der Venus, etwas kantig und spröde, steif, auch ihre Gesichtszüge, rechteckig, entsprechen nicht dem Schönheitsideal, es handelt sich um ein Porträt von Manets Modell Victorine Meurent. Der Skandal spricht aus den Reaktionen in der Kunstkritik:

„Niemals haben wir zuvor ein solches Spektakel noch solch einen zynischen Effekt gesehen. Diese Olympia, eine Art weiblicher Gorilla im Zustand vollkommener Nacktheit öffnet die horizontale Haltung von Tizians Venus nach, der rechte Arm liegt in der selben Manier auf dem Körper, mit Ausnahme der Hand, welche sie in einer Art schamloser Verkrampfung anspannt.“¹ In der Formulierung „gorille femelle“ wird das Beunruhigende, Anstößige des Bildes ausgedrückt, die Stärke, mit der Olympia den Blick des Betrachters kontert, ihn, insofern er männlich ist, mit seinen Erwartungen als Kunde konfrontiert. Mit anderen Worten: Das weibliche Objekt des Betrachters wird durch die Malerei Manets zum Subjekt eines Bildes, das mit seinem Selbstbewusstsein die Erwartungen, die Normen des Aktbildes verletzt.

Was aber war normale Kunst? In der Malerei ist Alexandre Cabanels „Geburt der Venus“ (1863) ein Beispiel der akademischen Salonmalerei, die alle Erwartungen erfüllt: Der Blick des Betrachters wird in den Bildraum gezogen über das schillernde Wasser in die Ferne, vor allem aber auf den lüsternen Blick der sich räkelnden Venus, die gerade zum Leben erwacht und den Betrachter erwartungsvoll anblinzelt. Cabanels Gemälde entspricht damit genau der Funktion, die erotische Aktfotografien erfüllten: Die nackten Körper werden mit wenigen Requisiten ausgestattet zu mythologischen Figuren und mit einem Titel als „Odaliske“ oder „Flora“ so verblümt, verbrämt, dass ihre Betrachtung statthaft ist. Manets „Olympia“ dagegen ist explizit als Prostituierte gezeigt, sie schaut den Betrachter direkt an und damit thematisiert der Künstler explizit die käufliche Liebe.

¹ „Jamais on n’a vu de ses yeux spectacle pareil et d’un effet plus cynique: cette Olympia, sorte de gorille femelle, singe sur un lit, dans une complète nudité, l’attitude horizontale de la Vénus de Titien; le bras droit repose sur le corps de la même façon, sauf la main qui se crispe dans une sorte de contraction impudique.“ Amédée Cantaloupe, in: *Le Grand Journal*, 1865; zit. nach: Timothy Clark, *The Painting of Modern Life. Paris in the Art of Manet and his Followers*, Princeton University Press 1984, S. 94.

Die Normverletzung, der Skandal, lag eben darin, dass Manet seine „Olympia“ nicht im Gewand einer historischen oder mythologischen Verkleidung zeigte, die den Betrachtern einen voyeuristischen Blick auf den weiblichen Akt erlaubte, sondern sie selbstbewusst ihrem Kunden entgegenblicken lässt und ihn dadurch mit seinem Verhalten konfrontiert.

Streit unter Künstlern

Edvard Munch eilte ein guter Ruf voraus, als man ihn im September 1892 in den Verein Berliner Künstler einlud, um dort seine neuesten Bilder auszustellen, 55 symbolistische Gemälde „Ibsenscher Stimmung“, wie es hieß. Aber nur wenige hatten sie vorher gesehen. Eine knappe Mehrheit der in diesem Verein organisierten Künstler (120 gegen 105) entschied sich dann kurz nach der Eröffnung der Ausstellung, die Bilder wieder abhängen zu lassen und den Künstler auszuladen. Dieser doppelte Skandal wuchs sich 1893 in Berlin zur sogenannten „Munch-Affäre“ aus.

Munch hatte vor allem Stimmungsmomente einzelner Figuren in ihrer Beziehung zum anderen Geschlecht gemalt, die „Stimme“ (1892) einer jungen Frau, die vom Wasser durch einen Wald auf den Betrachter zuschreitet (Abb. 2), oder den melancholischen jungen Mann am Strand, der über sie oder über sich oder über beide nachsinnt („Melancholie“, 1891, Abb. 3). Protest erregte aber nicht so sehr das Motiv, das auch durch Inszenierungen von Dramen Ibsens oder Strindbergs in Berlin bekannt war, sondern die lockere, skizzenhafte, in den Augen der Malerkollegen unfertige Malweise. Dabei wollte Munch eben dadurch Figur und Landschaft zusammenwirken lassen, um Stimmungen ausdrücken zu können: Der Hintergrund wirkt so wie eine Resonanzfläche für die innere Befindlichkeit der Figuren.

Schon eine Woche nach der Eröffnung am 5.11.1892 im Versammlungssaal des Vereins Berliner Künstler wurde die Ausstellung wieder abgehängt. In der Kunstkritik war zu lesen: „Phantasien eines wild geworden Farbenkastens, in jäher Hast auf Leinwand oder Pappe hingebürstet.“² Die Bilder wurden als „fragmentarisch“, „skizzenhaft“, „häßlich“ und auch schon als „entartet“ bezeichnet. „Scharf tadeln möchte ich solche Bilder, wo die Unfertigkeit und Rohheit etwas Beabsichtigtes hat, wie Strandstudien mit menschlicher Staffage, wo beispielsweise der Kopf eines vorn sitzenden

² Reinhold Schlingmann, Aus unseren Kunstsalongen, in: Berliner Tageblatt, 8.11.1892; zit. nach: Kat. der Ausst. Munch, Hamburg 1994, S. 82.

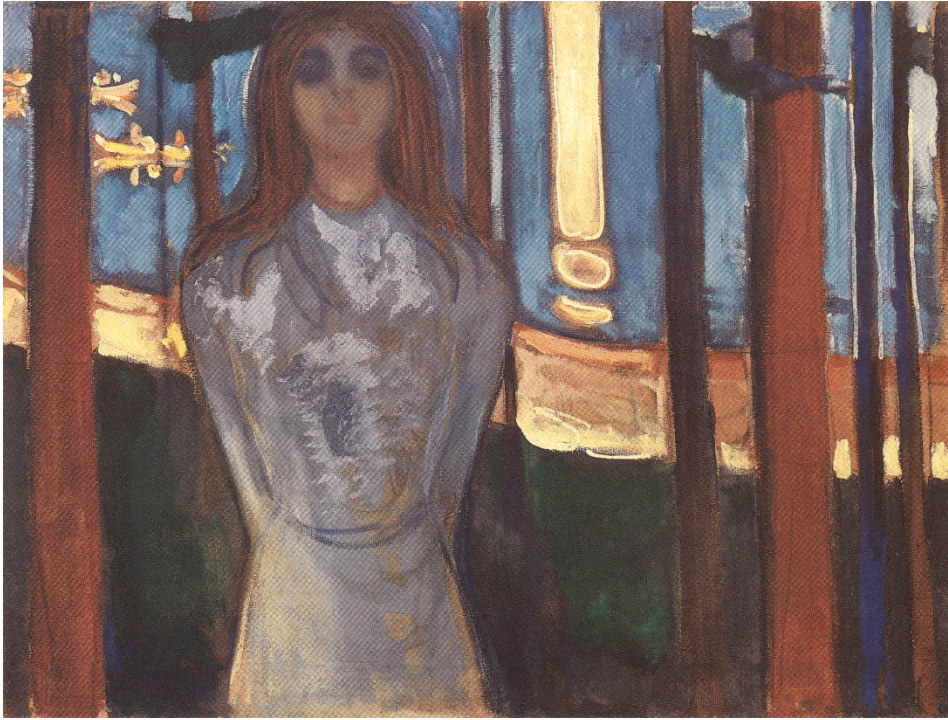


Abb. 2: Edvard Munch, Die Stimme, 1892, Öl auf Leinwand, 90 x 118 cm, Munch-Museum, Oslo (aus: Kat. der Ausst. Essen 1987)

Mannes nichts anderes als ein kugelartiger bleicher Fleck mit einem schwarzen Schlitz (dem Auge) ist.“³ Aber es gab in der Presse auch positive Stimmen.

Wie normale Kunst aussehen sollte, lernte man an der Akademie, deren Direktor Anton von Werner nicht nur kaiserlicher Hofmaler war, sondern im Verein Berliner Künstler auch maßgeblich an der Zensurmaßnahme gegen Munch beteiligt war. Er pflegte eine akademisch glatte Malweise, die man als Uniformknopf-Realismus bezeichnet hat. Preußens Hofgesellschaft erscheint hier in einer im Grunde nur noch oberflächlichen, äußerlichen Pracht, z. B. in „Kaiser Friedrich als Kronprinz auf dem Hofball 1878“ (1895), der Kronprinz nicht glänzender als das Parkett oder die Kronleuchter, die Frauen oft als Juwelentürme in Szene gestellt. Anton von Werners

³ Franz Servaes, in: Hamburgischer Correspondent, 29.11.1892, zit. nach: Kat. der Ausst. Munch, Hamburg 1994, S. 83.



Abb. 3: Edvard Munch, Melancholie, 1891, Öl auf Leinwand, 72 x 98 cm, Munch-Museum, Oslo (aus: Kat. der Ausst. Essen 1987)

Gemälde verschwanden schon bald nach 1918 in den Magazinen oder wanderten aus den Kunstmuseen in die historischen Museen, ihnen gilt heute nur noch ein historisches Interesse, als Kunst werden sie nicht mehr betrachtet.

Der Skandal der Bilder Munchs und der anschließende Skandal ihrer Zensur weckte natürlich das Interesse der Öffentlichkeit, mehr als es jede normale Ausstellung vermocht hätte. Munch schreibt ironisch an seine Familie in Oslo, dass ihm der Skandal eine Aufmerksamkeit in Berlin beschert habe, die er sonst wohl nicht erreicht hätte: „Jeden Tag wird in allen Zeitungen für und wider mich geschrieben – bessere Reklame kann ich gar nicht haben.“⁴

⁴ Edvard Munch an seine Tante in Kristiania, 12.11.1892, zit. nach: Kat. der Ausst. Munch, Hamburg 1994, S. 83.

In diesem Streit war auch Konkurrenz unter den Künstlern im Spiel, denn neben der Akademie waren die informierten Sammler im reichen Berlin bereits darüber im Bilde, dass die maßgebliche Kunst ihrer Zeit aus Paris stammte, wo Munch ein norwegisches Staatsstipendium wahrgenommen hatte. Der Drahtzieher im Hintergrund war Anton von Werner, der Hofmaler des späten Kaiserreiches, der zahlreiche Ämter in Berlin innehatte, Akademiepräsident war und auch Vorsitzender des Vereins Berliner Künstler, der Munch ein- und dann wieder eingeladen hatte. Auf lange Sicht war die Intervention aber ein Pyrrhussieg, in der Presse mehrten sich die Stimmen gegen seine reaktionäre Kunstpolitik, 1897 gründete sich die sogenannte Berliner Secession, in der sich die Künstler zusammenfanden, die heute noch beachtet werden, während die Werke der normalen Maler im Magazin verschwunden sind. Walter Leistikow, der zu denen gehörte, die den Einzug der Moderne in Berlin begrüßten, schrieb dann ironisch über Anton von Werner, er sei der „bekannte Geist, der stets das Schlechte will und stets das Gute schafft.“ Ein solcher Streit schärft auch die Argumentation auf der Gegenseite, der polnische Schriftsteller Stanislaw Przybyszewski argumentierte 1892 für den Künstler: „Er sucht seelische Erscheinungen unmittelbar mit der Farbe darzustellen. Er malt so, wie nur eine nackte Individualität sehen kann, deren Augen sich von der Welt der Erscheinungen abgewendet und nach innen gekehrt haben. Munch will einen psychischen, nackten Vorgang nicht mythologisch, d.h. durch sinnliche Metaphern, sondern unmittelbar in seinem farbigen Äquivalente wiedergeben, und aus dieser Betrachtung heraus ist Munch der Naturalist seelischer Phänomene per excellence.“⁵

Kunst und Öffentlichkeit

Der Bochumer Galerist Alexander Berswordt hatte es 1977 gut gemeint, als er ein zentrales Kunstwerk der „documenta 6“ aus Kassel in seine Heimatstadt nach Bochum holte. Die „documenta“ galt und gilt als die weltweit wichtigste Ausstellung zeitgenössischer Kunst, alle fünf Jahre findet sie statt, der Olympiade vergleichbar: Wer dort ein Hauptwerk platzieren kann, hat es als Künstler international geschafft.

⁵ Stanislaw Przybyszewski, Psychischer Naturalismus, in: Freie Bühne, I/1894, Heft 2, S. 150-156, zit. nach: Kat. der Ausst. Munch, Hamburg 1994, S. 87.

Nach der Aufstellung von „Terminal“ 1977 nahe des Hauptbahnhofs der Industriestadt Bochum, in der die Stahlproduktion damals noch eine zentrale Rolle spielte, kam es fast zum Bürgerkrieg. Richard Serras „Terminal“ war Wahlkampfthema, die CDU versuchte mit ihrer Stellungnahme gegen das Kunstwerk im öffentlichen Raum Stimmung zu machen und Stimmen gegen die regierende SPD zu gewinnen.



Abb. 4: Richard Serra, Terminal, 1977, Cor-Ten-Stahl, vier trapezförmige Platten, je 12,5 x 2,74 bis 3,66 x 0,06 m, Stadt Bochum, Hauptbahnhof (aus: Kat. der Ausst. Bochum 1980)

Es handelt sich um vier Platten aus sogenanntem Corten-Stahl (Abb. 4). Dieser Stahl legt eine Rostschuttschicht an, die ihn vor weiterer Korrosion schützt. Das verletzte natürlich den Stolz der Stahlarbeiter, die etwa bei Krupp blitzblanken Edelstahl produzieren oder bei Opel in der Produktion von Automobilen beschäftigt sind. Sie, aber ebenso das bürgerliche Publikum, empfanden es als eine ungeheure Provokation, dass ihnen hier mit Steuergeldern angekaufte, angerostete Stahlplatten vor die Nase gestellt wurden.

Aber was genau ist zu sehen? Es sind vier Stahlplatten, auf den ersten Blick wie ein fragiles Kartenhaus zusammengestellt, so das man zögert, sich ihnen zu nähern, kippen sie vielleicht um? Sie sind fest im Boden

verankert, lassen aber einen Schlitz zwischen sich offen, so dass man in das „Terminal“ hineingehen kann. Wenn man genau hinschaut, erkennt man, dass es keine regulären Rechtecke sind, sondern vier langgezogen trapezförmige Stahlplatten, von denen sich zwei nach oben verjüngen und zwei nach unten, oder anders gesagt: Zwei stehen auf ihrer breiteren Seite von

366 cm, die beiden anderen auf ihrer schmalen Seite von 274 cm. Bei jedem Schritt um das Terminal herum erscheint die Konstellation der Formen aus einem anderen Blickwinkel, man kann keine reguläre Rechteckform erkennen. Es gibt keine Hauptansicht, keinen Sockel, keinen Wiedererkennungseffekt. Die Trapeze sind im unteren Bereich durch Vandalismus beschädigt worden, hier hat sich eine Wut niedergeschlagen, die sonst keine Angriffsfläche findet, weil sie sowohl an privaten als auch kommunalen Bauten sofort bestraft würde.

Das Angebot, das Serra den Passanten macht, ist eine Einladung zum genauen Hinschauen: Sind die Stahlplatten gerade, stehen sie schräg, sieht man sie perspektivisch verzerrt oder sind sie selbst trapezförmig verzerrt? Aufrechtstehende, gerade Rechteckflächen, von Hochhäusern zum Beispiel, sieht man ja eigentlich als Trapeze, nämlich durch die perspektivische Verzerrung, aber man überschreibt diese Seherfahrung durch das Wissen, dass sie in Wirklichkeit gerade sind, also zum Beispiel das Hochhaus im Hintergrund der Skulptur, das oben genau so breit ist wie unten. Diese eingeübte Korrektur des Sehens durch das Wissen funktioniert bei Serras Stahlplatten aber gerade nicht, weil sie selbst trapezförmig sind, und das auch noch in unterschiedlicher Ausrichtung, zwei verjüngen sich nach oben, zwei verjüngen sich nach unten. Die anfängliche Irritation der Wahrnehmung kann dann aber umschlagen in die Freude an der Erkenntnis, dann nämlich, wenn man die Konstruktionsprinzipien begriffen hat, also nicht nur unbewusst sieht, sondern ganz bewusst hinschaut und erkennt, warum die Stahlplatten so zusammenstehen. Serra möchte die Wahrnehmung des Besuchers anregen, sie befreien von den Gewohnheiten, sie aktivieren zu eigenen Entdeckungen. Und wenn man dann das Innere des Terminals betritt und nach oben schaut, sieht man ein regelmäßiges Quadrat, heureka! - nach der Desorientierung angesichts der dunklen, verkanteten, unregelmäßig geformten Stahlplatten plötzlich Klarheit und Reinheit der geometrischen Form. Man kann das auch religiös erleben, der Titel „Terminal“ legt einen Gegensatz von Diesseits und Jenseits nahe, aber Serra ist Jude, wenn, dann ist hier wohl eher an die Kabbala-Mystik zu denken, das Zimzum, den Rückzug Gottes aus der Welt der Menschen. Vielleicht genügt es hier aber, daran zu erinnern, dass die Kunst „die Augen öffnen“ soll, wie ich es anfangs als eine Qualität moderner Kunst genannt hatte.

Olaf Metzel war eingeladen worden, für Nürnberg ein Kunstwerk zur WM 2006 zu gestalten (Abb. 5). Die Verantwortlichen mussten wissen, welches Risiko sie damit eingingen. Metzels bisherige Skulpturen hatten fast immer kontroverse Diskussionen ausgelöst, das Publikum bewegt und

erregt und damit Öffentlichkeit überhaupt erst hergestellt, die ja im städtischen Raum nicht einfach schon gegeben ist. Seine Skulptur bestand aus Schalensitzreihen eines Stadions, entgegen ihrer normalen Funktion aber in einer Torsion spiralförmig nach oben verdreht und aufgetürmt: Rausch und Ekstase des Sports als Spiel für das Volk, wie eine große Jubelwelle im Stadion.



Abb. 5: Olaf Metzel, Auf Wiedersehen, 2006, Stahlrohrgerüst, Beton, 780 Stadionsitze, Höhe ca. 17 m, Nürnberg, Hauptmarkt, temporär zur WM 2006 (aus: Metzel 2009)

Wer damals in Nürnberg dabei war beim Public Viewing, wird sich erinnern an eine wunderbar heitere Stimmung auf dem Hauptmarkt, egal wer gewann, es war ein „Sommermärchen“, das uns Deutschen niemand zugetraut hatte und viele Sympathien eingebracht hat. Für den Künstler und die Kuratoren war es alles andere als heiter, sie wurden mit Hass Tiraden beschimpft. Metzel stellte sich aber trotzdem persönlich der Diskussion mit dem Publikum auf dem Nürnberger Hauptmarkt und Dr. Ulrich Maly und Prof. Dr. Julia Lehner als Kulturreferenten der Stadt haben ihn konsequent unterstützt, was man ihnen hoch anrechnen muss, gerade im Vergleich mit ähnlichen Auseinandersetzungen in Berlin.

Das Material und die Form, die Olaf Metzel gefunden

hatte, waren plausibel für die Wochen des Fußballs in der WM-Stadt Nürnberg gewählt: Schalensitzreihen als Ausgangsmaterial und die Spiralenform als Hinweis auf die Begeisterungstürme der Fans. Aber auch die Gefahr

einer Gewalteskalation in der sogenannten dritten Halbzeit nach dem Spiel wurde angedeutet, sowie auch die Gefahr von Terroranschlägen.

Die kunsthistorisch Bewanderten konnten eine Anspielung auf Wladimir Tatlins „Monument für die Dritte Internationale aller Kommunisten“ erkennen, das 1920 die Hoffnungen der russischen Oktoberrevolution auf eine bessere Welt ausdrücken sollte. In Nürnberg aber ging es um Eventkultur.

Metzel hatte ursprünglich einen anderen Platz auf dem Hauptmarkt vorgesehen, als Bildhauer, der großen Respekt für die Kunstgeschichte hat, hätte er von sich aus niemals den „Schönen Brunnen“ (Original 1385-1396; Kopie 1903) verdecken wollen, aber der von ihm vorgesehene Platz gegenüber, zwischen dem Zugang zum Hauptmarkt und der Frauenkirche, war zu schmal und wurde nicht freigegeben⁶. So entschied man sich, seine Skulptur über den „Schönen Brunnen“ zu setzen, der in seiner heutigen Fassung auf dem Hauptmarkt nur noch eine Attrappe ist, die original erhaltenen Teile sind längst im Germanischen Nationalmuseum. Das traf mitten in das Gemüt der Nürnberger Altstadtfreunde. Ein Sturm der Entrüstung brach los.

Metzels wollte den Werten, die der „Schöne Brunnen“ einmal vor Augen führte, die Werte gegenüberstellen, die während der WM für viele Menschen im Vordergrund standen. Damit stach er ungewollt in eine Wunde des Nürnberger Bürgertums: große Vergangenheit, alles zerstört und dann ein belanglos billiger Wiederaufbau des Hauptmarktes in der Not der Nachkriegszeit. Die Vorstellung von einer intakten Altstadt, von der alles ausgeht, die den Nürnbergern Identität gibt, obwohl kaum etwas davon echt ist, ist so verwurzelt, dass Metzels Stadionstühle als Affront wahrgenommen wurden. Dabei hätte die Nürnberger Altstadt, selbst wenn es noch originalen Baubestand am Hauptmarkt geben würde, heute in einer vom Autoverkehr geprägten Industriegesellschaft ohnehin nur noch musealen Charakter. Und diesen Widerspruch konnte Metzel dann auch aufdecken, als er die Leute, die wutentbrannt auf ihn losgingen, fragte, welche Figuren denn im „Schönen Brunnen“ dargestellt sind? Da verstummten sie. Zum Beispiel „Ptolemäus mit der Sonnenuhr“ als Zeichen für die Astronomie, als Teil eines Zyklus für die sieben Künste, daneben Propheten, Evangelisten, die sieben Kurfürsten, die neun Helden des Altertums, wer weiß das noch?

⁶ Birgit Ruf, Der Künstler kontert. Olaf Metzel verteidigt sein umstrittenes Brunnenprojekt, in: Nürnberger Nachrichten, 25.4.2006, S. 9.

Die Passanten kennen vermutlich eher die Stürmer oder den Torwart der WM-Mannschaften als den Astronom mit der Sonnenuhr.

Fazit

Kunst in der Moderne ist immer auch Arbeit am Begriff von Kunst und wenn diese Grenzerweiterungen im öffentlichen Raum stattfinden – und die Pariser und Berliner Ausstellungsinstitute von 1863 bzw. 1892 waren ebenfalls Orte mit großer Öffentlichkeit – ist es fast voraussehbar, dass Kontroversen ausbrechen. Die Bevölkerung betreibt dann Revierverteidigung und dabei weiß sie meist ganz genau, was Kunst ist. Fragt man jedoch nach, wissen nur die wenigsten wirklich über die alte Kunst Bescheid, die sie als Maßstab auch für die Gegenwart geltend machen wollen. Deren Zeiten aber sind spätestens seit 1800 vorbei, als die Kunst ihre Funktionen im Dienst von Höfen, Kirchen oder Staaten verloren hatte. Nur in ihrer Autonomie kann sie für die bürgerliche Gesellschaft ernsthaft noch eine Funktion haben, alles andere gehört als Dienstleistung oder Gebrauchskunst in eine andere Kategorie. „Kunst beginnt dort, wo der Geschmack aufhört“, so hat es der Frankfurter Museumsdirektor Jean-Christophe Ammann einmal unübertroffen deutlich formuliert. In der Moderne geht es, wie in allen Künsten, so auch in der bildenden Kunst eher darum, zu fragen, was Kunst in einer von den Medien bestimmten Gesellschaft überhaupt sein kann. Gibt sie Anstöße nur um ihrer selbst willen, oder kann sie uns die Augen öffnen?

Literatur

Zu Edouard Manet:

Kat. der Ausst. Manet 1832-1883. Galeries nationales du Grand Palais, Paris 1983, S. 174-183; Claire Maingon, *Scandales érotiques de l'art*, Paris 2016, S. 100-104.

Zu Edvard Munch:

Kat. der Ausst. Munch und Deutschland. Hamburger Kunsthalle 1994; Monika Krisch, *Die Munch-Affäre – Rehabilitierung der Zeitungskritik. Eine Analyse ästhetischer und kulturpolitischer Beurteilungskriterien in der Kunstberichterstattung der Berliner Tagespresse zu Munchs Ausstellung 1892* (Phil. Diss.) Berlin 1997.

Zu Richard Serra:

„Terminal“ von Richard Serra. Eine Dokumentation in 7 Kapiteln. Museum Bochum 1980; Angeli Janhsen-Vukicevic, „Terminal“ von Richard Serra, in: Falko Herleman / Michael Kade: Kunst in der Öffentlichkeit, Frankfurt/Main 1996, S. 115-127.

Zu Olaf Metzel:

Olaf Metzel, Öffentlichkeitsarbeiten, hrsg. v. Fritz Barth, Ostfildern 2009, S. 181 f.; Kat. der Ausst. Olaf Metzel. Deutsche Kiste, Neues Museum Nürnberg 2015, S. 36-41.

Autoren- und Herausgeberverzeichnis

AIDA BOSCH, Universitätsprofessorin Dr. phil., Institut für Soziologie am Department Sozialwissenschaften und Philosophie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

Anschrift: Kochstraße 4, 91054 Erlangen.

E-Mail: aida.bosch@fau.de

HANS DICKEL, Universitätsprofessor Dr. phil., Inhaber der Professur für Kunstgeschichte am Institut für Kunstgeschichte am Department Sozialwissenschaften und Philosophie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

Anschrift: Schlossgarten 1 - Orangerie, 91054 Erlangen.

E-Mail: hans.dickel@fau.de

FRIEDRICH LÖSEL, Universitätsprofessor (em.) Dr. phil. Dr. sc. h.c., ehemaliger Leiter des Lehrstuhls für Psychologie I am Institut für Psychologie am Department Sozialwissenschaften und Philosophie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und von 2005 bis 2012 Direktor des Institute of Criminology der University of Cambridge in England.

Anschrift: Bismarckstraße 6, 91054 Erlangen.

E-Mail: friedrich.loesel@fau.de

NADINE METZGER, PD Dr. habil. med., PhD, Institut für Geschichte und Ethik der Medizin, Lehrstuhl für Geschichte der Medizin an der Medizinischen Fakultät der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

Anschrift: Glückstraße 10, 91054 Erlangen.

E-Mail: nadine.metzger@fau.de

Autoren- und Herausgeberverzeichnis

MATHIAS ROHE, Universitätsprofessor Dr. iur. Dr. h.c., M.A. Richter am OLG a.D., Inhaber des Lehrstuhls für Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung, Fachbereich Rechtswissenschaft der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und Direktor des Erlanger Zentrums für Islam und Recht in Europa (EZIRE).

Anschrift: Schillerstraße 1, 91054 Erlangen.

E-Mail: mathias.rohe@fau.de

Was ist normal? Addendum in Corona-Zeiten

FRIEDRICH LÖSEL

Die Atzelsberger Gespräche 2019 fanden vor der weltweiten Verbreitung des Virus SARS-CoV-2 statt. Vereinfacht wird seither von der „Corona Pandemie“ gesprochen. Die Thematik „Was ist normal?“ der Atzelsberger Gespräche 2019 war höchst aktuell und zugleich der Zeit voraus. Die Beiträge im Berichtsband wurden vor der Corona Pandemie verfasst und konnten so dieses gravierende Ereignis nicht einbeziehen. Vermutlich hätten die in der Dr. Alfred Vinzl-Stiftung engagierten Kollegen Neuhaus und Rohe in der Veranstaltung noch einen medizinischen Akzent gesetzt, wenn sie vorhergesehen hätten, was seit Anfang 2020 Deutschland und weite Teile der Welt buchstäblich in Atem hält. Nachdem auch ich meinen Beitrag vor der Corona-Zeit fertiggestellt hatte, habe ich in den Druckfahnen noch unvorsichtigerweise eine Fußnote angefügt, in der ich erwähnte, dass es eine reizvolle Frage wäre, inwieweit die Corona-Pandemie manche Antworten zu dem, was normal sei, verändert hätte. Der Herausgeber dieses Bandes scheint ähnlich gedacht zu haben und hat mich kürzlich gefragt, ob ich nicht noch dazu einige Bemerkungen auf einem einzulegenden Blatt machen wolle. Ich habe aus Zeitgründen gezögert. Der eine Zeitgrund war subjektiv, da ich aktuell viele andere Aufgaben erledigen muss. Der zweite Zeitgrund ist grundsätzlicher, denn die Pandemie ist ja nicht vorbei und noch weiß keiner, ob sie – wie manche Politiker behaupten – nur noch einen weiteren „Wellenbrecher“ bzw. „harten Lockdown“ erfordere. Internationale Fachleute legen eher nahe, dass wir mit diesem Virus und seinen Mutationen auch zukünftig werden leben müssen und durch geeignete Maßnahmen hoffentlich überleben. Da ich die Frage der Einflüsse von Corona auf unsere Thematik spannend finde, habe ich doch noch ein paar Gedanken dazu in Ergänzung meines Beitrags formuliert. Es ist das erste Einlageblatt zu einer Veröffentlichung in meiner langen wissenschaftlichen Laufbahn.

Die Pandemie betrifft deutlich den Teil meines Beitrags, der sich aus klinisch-psychologischer Sicht mit Normalität bzw. mit psychischen Störungen befasst. Die hohen Prävalenzraten, die ich erwähnt habe, scheinen nach aktuellen Berichten aus der Praxis durch Corona weiter anzusteigen. Die Daten dazu variieren und bedürfen einer sorgfältigen Überprüfung. Aber nach dem von mir skizzierten Vulnerabilitäts-Belastungs-Modell ist

Addendum

ein Anstieg von Ängsten, depressiven Symptomen und anderen internalisierenden Problemen höchst plausibel. Wer arbeitslos geworden ist, seine Existenz als kleiner selbständiger Unternehmer verloren hat oder zu verlieren droht, durch die Arbeit in Kliniken extremen Belastungen ausgesetzt ist, als Eltern die Kinder nicht mehr in die Schule schicken kann oder sterbende Angehörige in Pflegeheimen allein lassen musste, wird auch bei vorher „normaler“ Vulnerabilität ein erhöhtes Risiko für psychische Probleme entwickeln. Zugleich sind protektive Faktoren, wie die Unterstützung im sozialen Umfeld und die Erfahrung der Selbstwirksamkeit beeinträchtigt, nicht nur direkt durch das Virus, sondern auch durch die zeitweise recht erratischen politischen Verlautbarungen und Maßnahmen zu seiner „Bekämpfung“. Auch bei den Kindern und Jugendlichen ist die „Normalität“ jäh unterbrochen und seelisch gesunde Sozialkontakte, die nach den Forschungsergebnissen zur Resilienz eventuelle psychische Probleme unter Belastungen verhindern, sind kaum gegeben. Die Erfahrung der Hilflosigkeit ist ein höchst bedeutsames Risiko für psychische Probleme, und diese Erfahrung mussten zeitweise auch viele Menschen in ihrem Wunsch nach Impfung machen. Wie mein Beitrag vor Corona nahelegte, sollten wir nicht pauschal dramatisieren, denn auch das führt zu massiven Ängsten und anderen psychischen Problemen. Die Politik und Gesellschaft sollten aber in angemessenen Risikoabwägungen darauf abzielen, protektive Faktoren und Resilienz im Alltag zu stärken.

Ein zweiter Aspekt, der sich durch Corona hinsichtlich meines Beitrags deutlich abzeichnet, betrifft die sozialpsychologische Perspektive. Hierbei ging es um gemeinsame Normen als Ausdruck der „Normalität“ und zugleich die gesellschaftliche Toleranz für die Diskussion kontroverser Meinungen. Ich bin dazu auf die Theorie der „Schweigespirale“ von Noelle-Neumann eingegangen. Obwohl bereits 1978 formuliert, scheint sie sich in jüngster Zeit deutlich zu bestätigen, indem z.B. in einer Allensbach-Umfrage 2019 etwa zwei Drittel der Befragten der Meinung waren, dass man sich zu manchen gesellschaftlichen Themen nicht mehr öffentlich, sondern nur noch privat äußern solle. Zu den problematischen Themen gehörte u.a. die Migration. Durch Corona scheinen hier neue kritische Aspekte hinzuzukommen. Eine wirksame Corona-Politik braucht zweifellos eine wissenschaftlich valide Aufklärung und Prävention von sogenannten Hot Spots. Der Präsident des RKI, Professor Wieler, hat hier besondere Risikolagen bei manchen Migrantengruppen unserer Gesellschaft festgestellt, dies aber als Tabu-Thema bezeichnet und nicht mehr wiederholt, obwohl sich die Fakten in Kliniken bestätigt haben. „Die Migranten“ gibt es nicht, sondern vielfältige Gruppierungen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen,

Addendum

Wohnungsmilieus, Bildungsniveaus, sprachlichen Kenntnissen, Medienzugängen und Integrationserfahrungen. Eine erfolgreiche Corona-Politik braucht solide Daten zu den Ansteckungswegen und Hotspots der Erkrankung. Es geht nicht darum, Personen mit Migrationshintergrund pauschal zu stigmatisieren, wogegen sich auch Kanzlerin Merkel gewandt hat, sondern eine differenzierte Politik der Aufklärung und wirksame Maßnahmen in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen. Vermeintlich politisch opportunes „Kopf-in-den-Sand-Stecken“ ist hier wenig hilfreich. Dies gilt nicht nur für Deutschland. Zum Beispiel haben sich in Großbritannien nicht nur über 50jährige weiße Briten, sondern auch Bürger mit indischem Migrationshintergrund zu fast 90% impfen lassen. Bei Personen mit karibischem oder afrikanischem Hintergrund war dies deutlich seltener der Fall. Dies kann unterschiedliche Ursachen haben, z. B. geringere Information, partielle Verweigerungshaltung aus kulturellen Gründen oder Misstrauen gegenüber den Behörden (die Sprache spielt in UK weniger eine Rolle). In dem hierzulande oft kritisierten Brexit-Großbritannien versucht man, derartige Probleme im Interesse aller Betroffenen offen anzusprechen und zu reduzieren. Vielleicht kann man von der historisch-philosophisch nüchterner und empirischer ausgerichteten Insel, die nach wie vor zu Europa gehört, doch ein wenig lernen?

Auch die aktuelle Diskussion über die satirisch gemeinten Blogs von Schauspielern zu den Corona-Ausgangs- und anderen Beschränkungen zeigen m.E., dass es mit der gesellschaftlichen Toleranz von „abweichenden“ Meinungen mittlerweile schlecht bestellt ist. Die Schauspieler*innen werden teilweise massiv beschimpft und in der Politik gibt es sogar Rufe, ihnen in den öffentlichen-rechtlichen Medien doch keine Rollen mehr zu geben. Prompt hat etwa ein Drittel der Blogger*innen bereits zurückgezogen. Dass ein erfolgreicher Tatort-Schauspieler sich schon vor dem Mauerfall in der DDR öffentlich gegen die dortige Regierung kritisch geäußert hatte, wird in Angriffen gegen ihn kaum zur Kenntnis genommen. Natürlich wird jemand, bei dem Angehörige an bzw. mit Corona gestorben sind, diese Blogs mit anderen Gefühlen betrachten als nicht direkt Betroffene. Aber die Botschaft der Künstler war es ja nicht, die unzweifelhafte Schwere der letzten Krankheit in Frage zu stellen, sondern das zuweilen Erratische der einschlägigen Maßnahmen und wissenschaftlich fragwürdiger Inzidenzraten. Insofern könnte eine sachliche Diskussion statt medial geförderter Entrüstung sogar ein Klima der Solidarität und Normalisierung fördern. Aber ist die Gesellschaft zu Corona-Zeiten noch zu einer nüchtern abwägenden Diskussion bereit und in der Lage?

Addendum

Durch und mit Corona leben wir in einer „anormalen“ Zeit. Erich Kästner hat 1930 in seinem Gedicht „Ich bin die Zeit“ feinsinnig formuliert, dass die Zeit Wunden schlägt und Wunden heilt. Eine Zeile lautete „Und wollt ihr schon nicht weise sein. könnt ihr zumindest leise sein.“ In einem anderen Gedicht hat er damals auch gefragt „Wo bleibt das Positive, Herr Kästner?“ Darin heißt es u.a. „Ich will nicht schwindeln. Ich werde nicht schwindeln. Die Zeit ist schwarz, ich mach euch nichts weis. Es gibt genug Lieferanten von Windeln. Und manche liefern zum Selbstkostenpreis.“ Beide Gedichte sind in Corona-Zeiten hoch aktuell, doch hat sich die Moral von „Lieferanten“ offenbar geändert. In Anlehnung an Kästner frage ich mich, wo bleibt das Positive, Herr Lösel? Mit Bezug auf meinen Beitrag möchte ich deshalb abschließend etwa Positives aus der Corona-Zeit vermelden: Was den kriminologischen Teil meines Aufsatzes betrifft, ist laut Polizeilicher Kriminalstatistik (PKS) im Teil-Lockdown für 2020 (nicht überraschend) ein weiterer Rückgang der Gesamtkriminalität festzustellen (allerdings mit Unterschieden bei verschiedenen Delikten). Im eindimensionalen Denken könnte man somit fragen: Sollten wir das öffentliche Leben nicht weiter reduzieren, damit es weniger Kriminalität gibt? Hinsichtlich CO₂ und anderer Parameter gibt es ja schon ähnliche Gedanken. Ich hoffe, dass die Lektüre meines Aufsatzes zur Normalität nicht zu solchen pauschalen Folgerungen anregt.

